

Paul Karóh

Exanimalis - entseelt

Teil 1: Versteckspiel

© Thomas Horak
eBook Publishing, August 2011
Version 1.1

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung sowie der Erfassung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Printmedien, der öffentlichen Aufführung, des Vortanzens, der Verfilmung, der Verwendung in Fernsehen, Rundfunk sowie auf Video, auch einzelner Textanteile sowie der Übertragung, auch sinngemäß, in andere Sprachen einschließlich Klingonisch.

Diese Geschichte ist in nahezu allen Aspekten frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen ist somit rein zufällig. Die während der Handlung von den Prota- und Antagonisten geäußerten Ansichten sind nicht notwendigerweise auch die des Autors. Sollte sich jemand auf den Schlips getreten fühlen: Tut mir leid, echt!

Die in dem Buch erwähnten Handlungen und Absichten staatlicher *Dienste* gegenwärtiger oder untergegangener Staaten sind ebenso erfunden oder zumindest nicht beweisbar.

Die geschilderten Orte existieren zum Teil und sind für einen entspannenden Wochenendausflug unserer geschätzten Mitbürger aus Berlin sehr zu empfehlen.

Dieses Skript entstand in mehrjähriger Arbeit während meiner Freizeit und wird ohne Hilfe eines Lektors veröffentlicht. Wer Fehler findet - Rechtschreibung, Grammatik, Inhaltliches - und mir über die Forumsdiskussion mitteilt, wird in der nächsten, überarbeiteten Version unter **Danksagung** erwähnt!

Dieser **Teil 1** ist als erweiterte Leseprobe gedacht, beinhaltet ca. ein Drittel des Gesamtumfanges von insgesamt 420 Seiten und wird zu dem kleinstmöglichen Obolus abgegeben, den Amazon gestattet. Wem die Story gefällt, erwirbt mit dem zweiten Teil den Rest des Buches zum realen Preis. Das ist doch fair, oder?

„Man darf seine Gesinnung nicht zeigen, sondern muss zuerst das Begehrte auf alle Weise zu erlangen suchen. Es reicht hin, jemandem seine Waffen abzuverlangen, ohne dass man sagt, ich will dich damit umbringen. Denn hast du erst einmal seine Waffen in der Hand, so ist es immer noch Zeit, deine Gelüste zu befriedigen.“

Niccoló Machiavelli (1469 – 1527)

italienischer Staatsmann und Schriftsteller

Sommer 2005, nördlich von Berlin ...

Das Attentat

„Tu nicht so, als wärst du blau, Mistkäfer!“, beschimpfte Paul das Insekt. Ursprünglich hatte er gehofft, um diese Zeit bereits ein großes Stück weiter nördlich entlang der Oderdeiche unterwegs zu sein.

„Wat is los?“ Juri war hoch konzentriert dabei, die Kette seines Motorrades aufreizend akribisch mit Kettenfett einzusprühen.

„Ja! Ich rede mit dir, Fettwanst! Du bohrst mit deinem Rüssel den ganzen Tag in der Scheiße rum und glaubst ernsthaft, mir mit deinem blauen Panzer zu imponieren?“

„Lass doch mal den Käfer in Ruhe“, schüttelte Juri missbilligend den Kopf, während der Skarabäus versuchte, zwischen den Grashalmen eine schwarzbraune Kugel in Sicherheit zu bringen.

Oft entscheidet nur der Blickwinkel, was Zufall ist und was Kausalität. Aus Sicht des Mannes, der mit dem Münzstaubsauger nervös im Kofferraum seines Wagens hantierte, war es Zufall, dass gerade jetzt in diesem Augenblick die beiden Männer mit ihren Motorrädern an der Tankstelle herumstanden. Paul dagegen hatte den ungefähren Ablauf des Vormittags schon geahnt, als er zur vereinbarten Abfahrtszeit am frühen Morgen auf dem Bauernhof zu ihrer gemeinsamen Urlaubstour eintraf und von einem schlaftrunkenen Juri im Pyjama begrüßt wurde. Zähne putzen, anziehen, Sachen packen, frühstückchen ...

Natürlich hatte es Juri nicht für nötig gehalten, sich oder das Motorrad auf die mehrtägige Ausfahrt vorzubereiten. Die logische Konsequenz bestand darin, dass sie - *erstens* -

noch bevor die Fahrt richtig begonnen hatte - schon den ersten Stopp an einer Tankstelle einlegen mussten, als es - zweitens - bereits auf Mittag zuing.

Wenn kein Fahrtwind kühlt, kann es unter einer Motorradkombi unangenehm warm werden, ganz besonders zur Mittagszeit im Hochsommer. Paul zog die Jacke aus und verfluchte seine Hose, deren feuchtes Leder an seinen Beinen klebte. „Wusstest du, dass der Panzer von diesem Mistkäfer nur deswegen blau schimmert, weil er Nanostrukturen aufweist, die wie photonische Kristalle funktionieren? Alles nur Show. Ohne diese optischen Interferenzen wäre er kackbraun.“

„Äh, ja? Wäre aber besser für seine Tarnung, oder?“ Juri schob die Spraydose zurück in den Tankrucksack, holte statt dessen einen Lappen hervor, um die Rückspiegel intensiv zu polieren.

Ungewöhnlich viele Dinge im Leben erscheinen nicht als das, was sie in Wirklichkeit sind. Wie zum Beispiel die beiden Monteure, die soeben nacheinander aus dem Tankstellengebäude kamen, um in zwei identische weiße Transporter an den Zapfsäulen einzusteigen. Sie trugen blaue Arbeitsoveralls, die so neu und sauber aussahen, wie ein Stoff nur aussehen kann, der noch nie eine Waschmaschine von innen gesehen hatte. Im Halsausschnitt ihrer hochgeschlagenen Kragen glitzerte es unscheinbar golden, so als würden beide die gleiche Art Halskette als Schmuck tragen.

Paul zeigte Juri seine Handfläche. „Eigentlich ist doch in Wahrheit nichts so, wie es auf uns wirkt, oder? Siehst du? Das hier ist nur ein Haufen von Hautzellen aus Eiweißen,

Aminosäuren, irgendwelchen Molekülen, Ketten von einzelnen Atomen. Und um deren Kerne herum sausen mit großem Abstand Elektronen. Aber dazwischen? Nichts! Hast du dir mal überlegt, dass wir im Grunde genommen aus einem großen Haufen Vakuum bestehen? Hier, der Beton unter unseren Füßen ...“ - Paul stampfte mit dem Stiefel auf den Boden - „rein statistisch gesehen ist da so gut wie gar nichts. *Leere!*“

Juri runzelte die Stirn. „Rutsch mal lieber in den Schatten. Ich beeile mich auch, ja?“

Irgendetwas irritierte Paul. Aus den Augenwinkeln, vor ein paar Sekunden, hatte er etwas unbewusst wahrgenommen, das ihm jetzt, da es ihm klar wurde, erhebliches Unbehagen bereitete: Bei beiden Männern hatten durch die kurz geschnittenen, fast weißen Haare auf der Kopfhaut vernarbte Schnittwunden rosig geschimmert. Auf eine unheimliche Art schienen sie wie Zwillinge zu sein, weniger von Statur und Gesichtsform her, sondern wegen dieser nahezu identischen, schlecht verheilten Kopfwunden. Ein Schreck durchfuhr Paul und das Herz schlug ihm bis in den Hals. Fast zwanzig Jahre war es jetzt her, dass ihm jemand von solchen Narben erzählt hatte. Bilder des Schachtes, der Unfall seines Freundes, das Gefühl von Trauer und Schmerz überschlugen sich.

Die Tankstelle, die ein paar Hundert Meter außerhalb der märkischen Kleinstadt an einer Landstraße lag, besaß wie üblich zwei Zufahrten. Einer der beiden weißen Lieferwagen wendete und hielt an der in den Farben des Mineralölkonzerns bemalten Tafel mit den Preisen gleich neben der breiteren Hauptzufahrt an. Der andere Wagen stellte sich auf eine der freien Parkflächen dicht bei den Motorrädern, ohne den Motor abzustellen.

„Kann der Idiot nicht seinen blöden Dieselstinker ausmachen?“ Juri, endlich zufrieden mit dem Glanz der Spiegel, verstaute den Putzlappen im Tankrucksack, setzte sich neben Paul in das Gras und zog einen Tabaksbeutel aus der Motorradjacke, um sich eine Zigarette zu drehen. Während er das Zigarettenspapier sorgfältig mit der Zunge anfeuchtete, bemerkte er endlich die dunklen Wolkentürme, die sich von Westen heranschoben.

„Sieht so aus, als wenn es heute noch nass werden könnte. Vielleicht hätten wir die Abfahrt lieber noch einen Tag verschieben sollen.“

Paul war zu abgelenkt, um seinem Freund sofort an die Gurgel zu springen. Manchmal ist es schwer, die richtige Balance zwischen Skepsis auf der einen und Vertrauen und Glauben auf der anderen Seite zu finden. Paul fühlte in diesem Augenblick eine unbestimmte Bedrohung greifbar in der Luft liegen, doch seine Zweifel überwogen noch.

In der Ferne blitzte Blaulicht auf. Bald darauf wurde ein sich schnell nähernder Fahrzeugkonvoi mit mehreren dunklen Limousinen sichtbar, dem eine kleine Motorradeskorte vorausfuhr.

Juri klopfte umständlich alle Taschen seiner Motorradjacke nach seinem Feuerzeug ab, dann zündete er sich seine Zigarette an. „Die wollen sicher ins Schloss nach Mildenburg. Ich glaube, irgendein Südkoreaner ist heute zu Besuch bei unserem Landesfürsten. Wegen der Chipfabrik.“

Der ausländische Gast wurde in seinem Wagen vom Innenminister des Landes, einem Dolmetscher und dem Protokollchef begleitet. Die Personenschützer in den Begleitfahrzeugen konnten nichts daran ändern, dass die letzten Minuten ihres Lebens begonnen hatten.

Der Transporter neben ihnen fuhr an und rollte langsam in Richtung der Tankstellenausfahrt. Unter den Vorderrädern des sichtlich schwer beladenen Wagens knirschten lose Schottersteinchen.

„Endlich verschwindet der Knallkopp und verpestet nicht mehr die schöne Luft.“ Juri blinzelte zufrieden und blies eine dicke Wolke Zigarettenrauch in Richtung des sich immer dichter zuziehenden Himmels. Alarmiert richtete sich Paul auf.

Als sich der Konvoi auf zweihundert Meter genähert hatte, reckten sich als letzter Gruß zwei erhobene Daumen aus den halb geöffneten Fenstern der beiden Lieferwagen. Die vorausfahrende Eskorte passierte gerade das Tankstellengelände, als der Transporter, der bis eben noch neben ihnen gestanden hatte, mit scharrenden Reifen plötzlich in Richtung Chaussee beschleunigte. Pauls Zweifel verwandelten sich schlagartig in Entsetzen. Er sprang auf und riss Juri am Arm mit in die Höhe. Hinter dem schmalen Grasstreifen, auf dem sie eben noch gesessen hatten, begann eine steil abfallende, der Straße abgewandte Böschung, und Paul konnte nur hoffen, dass sie als Schutz ausreichen würde.

„Hey, was soll das?“ Juri bückte sich nach der zu Boden gefallenen Zigarette.

„*LASS LIEGEN!*“, herrschte Paul seinen überraschten Freund an und zog ihn mit sich die Böschung hinab.

Der Transporter kam auf der Straße hart bremsend nur wenige Meter quer vor dem ersten herannahenden Wagen zum Stehen, dessen Fahrer keine Chance zum Ausweichen blieb. Nahezu ungebremst krachte das schwere, gepanzerte Fahrzeug seitlich in den Ladebereich des Lieferwagens. Durch deren

tieferen Schwerpunkt tauchte die Limousine unter dem Fahrgestell des Transporters hindurch, der um die Längsachse wirbelnd in die Luft gehoben wurde. Ein Flüssigkeitsschwall drang aus klaffenden Rissen in der Karosserie und verteilte sich über die Straße und die Bäume am Straßenrand. Der zweite PKW der Kolonne kam mit kreischenden und rauchenden Reifen knapp vor der Stelle zum Stehen, an der kurz darauf die zerdrückten Überreste des Lieferwagens krachend aufschlugen. Das nachfolgende Auto fuhr mit stotternden Bremsen von hinten auf und schob den Wagen vor sich her bis an das Wrack heran, aus dem noch immer glucksend in dicken Bächen eine Flüssigkeit auslief. Plötzlich gab es eine dumpfe Detonation. Paul und Juri spürten trotz der schützenden Böschung eine heiße Druckwelle über sich hinweg fegen und warfen sich zu Boden, den Kopf unter den Armen verbergend. Die Ladung des Lieferwagens bestand offensichtlich aus großen Behältern, gefüllt mit Benzin, das sich durch die heftige Verpuffung in einem Umkreis von mehr als zwanzig Metern verteilt hatte. Die drei in den Unfall verwickelten Fahrzeuge im vorderen Teil des Konvois waren zwischen den hoch auflodernden Flammen und den schwarzen Rauchschwaden kaum noch auszumachen.

Nahezu zeitgleich rollte der zweite Lieferwagen ohne Hast über die andere Ausfahrt auf die Straße und stellte sich quer zwischen die Begleitfahrzeuge, die im hinteren Teil des Konvois noch rechtzeitig zum Stehen gekommen waren. Der weißhaarige Fahrer stieg in aller Seelenruhe aus, ging um sein Fahrzeug herum und öffnete die hintere Ladetür, aus der kurz darauf ein weiterer gewaltiger Schwall Benzin auf die Straße schwappte. Männer in dunklen Anzügen, für den Schutz des Konvois abgestellte Polizeibeamte in Zivil, sprangen aus

ihren Fahrzeugen und legten ihre Waffen auf den Mann an. Einer der Beamten warf sich, um ihn zu überwältigen, auf den Attentäter, der ihn jedoch mühelos abschüttelte. Die Beamten eröffneten jetzt mit Pistolen und automatischen Waffen das Feuer. Scheinbar unbeeindruckt von den Kugeln, die in ihn einschlugen, zog der als Monteur verkleidete Mann eine Handgranate hervor und warf sie in den Laderaum. Die Explosion zerfetzte die Karosserie und verspritzte den aufflammenden Kraftstoff in alle Richtungen, sodass nun auch fast alle Fahrzeuge am hinteren Ende des Konvois brannten. Im Innern der Flammenhölle schemenhaft zu erkennen, stand der Attentäter wie eine menschliche Fackel aufrecht und regungslos neben seinem Wagen, die Arme vor der Brust verschränkt, während sich rings um ihn brennende Menschen auf der Straße und im Chausseegraben wälzten, während sie qualvoll starben.

Niemand wäre in der Lage gewesen, wegen der Hitze näher als einen Steinwurf an die von den Flammen eingeschlossenen Fahrzeuge heranzukommen. Auch für diejenigen, die noch lebend in den Wagen festsaßen, gab es kaum noch Hoffnung. Gummischläuche zerplatzten, Glas splitterte, Autotanks explodierten. Immer noch versuchte sich das im vorderen Teil des Konvois eingekeilte gepanzerte Auto durch wechselseitiges Vor- und Zurücksetzen zu befreien. Die brennenden Reifen fanden bald keinen Halt mehr auf dem schmelzenden, Blasen werfenden Straßenbelag. Autotüren öffneten sich kurz und schlossen sich wieder in dem vergeblichen Versuch, dem Inferno zu Fuß zu entrinnen.

Aus dem zerstörten Fahrerhaus des Lieferwagens, der den Konvoi zum Stoppen gebracht hatte, kletterte eine Gestalt. Als wäre er ein direkt der Hölle entstiegener Dämon wankte

der brennende Attentäter stumm durch die meterhoch lodernde Glut auf die eingekeilte Limousine zu, riss inmitten der Flammen, die das Fahrzeug umtobten, die Hintertür auf und beugte sich durch die Türöffnung über einen der auf der Rückbank sitzenden Passagiere. Gellende Schreie waren zu hören, jetzt, da die Hitze des Feuers ungehindert in das Fahrzeuginnere eindrang. Die anderen Türen der Limousine sprangen auf. Fahrer und Beifahrer versuchten, sich zu Fuß zu retten, brachen jedoch nach wenigen Schritten inmitten des Infernos bewusstlos zusammen. Der Tod hatte sie bereits erlöst, als die Flüssigkeit unter der Haut auf Gesicht und Händen zu kochen anfang. Die Schreie aus dem Fahrzeuginneren wurden zum Röcheln und erstarben. Der Attentäter richtete sich mit brennender Kleidung neben der offenen Autotür kerzengerade auf und erstarrte, als sei sein Federwerk abgelaufen.

Paul und Juri wagten nach der ersten Detonation einen vorsichtigen Blick über den Rand der Böschung. Sie zogen ihre Köpfe wieder ein, als die Schießerei begann, sprangen aber sofort auf, als die Schüsse verebbt waren und rannten zum Tankstellengebäude, um Feuerlöscher zu holen. Aufgrund der Menge des ausgelaufenen Benzins und der Hitze des Flammeninfernos, das sie nicht dicht genug an die Unfallstelle herankommen ließ, blieben ihre Löschversuche aussichtslos. Erst als alle Feuerlöscher geleert waren und sich Sirenengeheul näherte, gaben sie endgültig auf.

Die Feuerwehr der nahe gelegenen Kleinstadt, die nach wenigen Minuten am Unfallort eintraf, begann sofort, die Unglücksstelle mit einem Schaumteppich abzudecken. Nur ein paar Augenblicke später setzten zwei Hubschrauber vom Bundesgrenzschutz auf dem Feld neben der Straße zur Landung

an, während sich gleichzeitig vom anderen Ende der Chaussee mit hohem Tempo Polizeifahrzeuge und Krankenwagen näherten.

Der Mann bei den Münzstaubsaugern schaltete einen kleinen Handsender aus und ließ ihn in die Hosentasche gleiten. Dann schlug er den Kofferraum seines Wagens zu. Das Handy, mit dem er die Szene unauffällig gefilmt hatte, verschwand in der Innentasche seiner Jacke. Die furchtbaren Bilder würden im Kopf bleiben, und die Gewissheit, dass er es hätte verhindern können.

Paul und Juri ließen sich erschöpft auf die Rinnsteine neben ihre Motorräder fallen. Gerade weit genug von der Unfallstelle entfernt, um nicht ebenfalls in Brand zu geraten, bedeckte die Bikes nun eine dünne, ölige Rußschicht. Im Sitzen drehte sich Juri nach hinten und übergab sich, während Paul scheinbar unbeteiligt zu den Gewitterwolken hinauf sah. In der Ferne machte sich ein erstes Grollen bemerkbar.

„Jetzt kannst du die Spiegel nochmal putzen“, murmelte Paul. Die Narben ... Die Geschichte lag zwanzig Jahre zurück. Seinerzeit hatte man Paul sehr eindringlich von staatlicher Seite aufgefordert, Stillschweigen über einen Vorfall zu bewahren, den er weder begriffen noch in sein damaliges Weltbild einzuordnen vermocht hatte. Die Schatten der eigenen Schuld und des Zweifels über den Tod eines Freundes blieben unauslöschlich in sein Gewissen gebrannt.

„Scheiße.“ Juri war noch immer aschfahl im Gesicht. „Wenn die Typen echten Sprengstoff benutzt hätten, wäre es auch für uns verdammt eng geworden.“

Inzwischen waren mehr als ein Dutzend Polizeifahrzeuge am Tatort eingetroffen und Polizeibeamte begannen, die Leichen mit Tüchern zuzudecken. Die beiden Attentäter standen noch

immer aufrecht wie Skulpturen auf der Straße – verkohlt und mit Schaum bedeckt.

Aber ihre Köpfe waren verschwunden.

Einer der Ermittlungsbeamten aus einer kleinen Gruppe kam zu ihnen herüber.

„Polizeihauptmeister Nauer, Kriminalpolizei Potsdam. Ich nehme an, dass sie den Vorfall beobachtet haben?“

Die Rußschicht, die nicht nur die Motorräder bedeckte, erübrigte die Antwort.

„Ich muss sie auffordern, hier zu warten, bis wir ihre Aussagen aufgenommen haben. Geben Sie mir bitte ihre Personalausweise, dann können wir schon mal ihre Personalien aufnehmen.“

Paul zog seinen Ausweis aus der Brieftasche und hielt ihn hoch. „Wie lange wird es dauern? Wir sind unterwegs in Richtung Ostsee und wollten eigentlich verschwunden sein, bevor der Regen einsetzt.“

„Tut mir leid, aber wir können sie frühestens nach ihrer Vernehmung weiterfahren lassen. Je ausführlicher ihre Aussagen sind, desto eher erübrigt sich ein weiterer Termin morgen früh in unserem Büro in Potsdam.“ Der Beamte nahm die Personalausweise und wandte sich dann zum Tankstellengebäude.

„Potsdam? Morgen? Sympathischer Typ, der Hauptförster. Okay. Bleiben wir halt noch ein wenig hier und genießen den Blick auf das glimmende Lagerfeuer. Ich hoffe, in der Tanke gibt es was Vernünftiges zu essen. Jetzt, wo mir mein Frühstück verloren gegangen ist, könnte ich langsam wieder was zwischen den Kiemen vertragen.“ Juri sog heftig an seiner neu gewickelten Zigarette. Und wie ein Säugling an der Mutterbrust wurde er sofort ruhiger.

„Mir ist zwar irgendwas auf den Magen geschlagen, aber einem Becher Kaffee gegenüber wäre ich nicht abgeneigt.“ Paul streckte seine Hand aus, um die ersten, noch zaghaft fallenden Regentropfen aufzufangen. „Hast du deinen Wehrdienst eigentlich beim Bund oder als Zivi abgeleistet?“

„Spinnst Du? Ich bin Zweiundachtzig extra nach Westberlin umgezogen, um *dem* Stress zu entgehen! Wieso fängst du gerade jetzt davon an?“

Die Sehnsucht nach dem Leben im Grünen trieb nach der Deutschen Einheit viele Hauptstädter dazu, ins Brandenburger Umland *auszuwandern*. Rings um Berlin wurde bebaubares Land von Immobilienhaien spottbillig erworben, in handtuchgroße Parzellen aufgeteilt und zu Wohnparks deklariert. Vielleicht gab die Ähnlichkeit zu städtischen Laubenpieperkolonien den Ausschlag, möglicherweise lag es für Zeitgenossen mit Ost-West-Berührungsängsten am wagenburgartigen Charakter: Die überteuerten Immobilien auf ehemaligen LPG-Äckern am Rande der Stadt fanden in den Neunzigern reißenden Absatz. Das erträumte Grün breitete sich dann auf den fünfundzwanzig Quadratmetern zwischen dem Wohnzimmerfenster des stolz errichteten Eigenheims und dem Zaun zum Nachbarn aus.

Juri war mit seiner Freundin, die er in einer Kreuzberger WG kennengelernt hatte, kurz nach der deutschen Einheit aus Berlin tief ins nördliche Brandenburger Umland in einen kleinen Bauernhof gezogen. Der vormalige Besitzer des Gehöfts hatte es für ratsam gehalten, nicht auf die versprochenen blühenden Landschaften zu warten, und war in Richtung Westdeutschland verschwunden.

Das einzeln stehende Anwesen umgaben große Flächen Weideland und Wald. Während die Rasenpflege in den

Wohnpark-Enklaven von stolzen Experten mit der Kantenschere vollendet wurde, ließ Juri seinen mehrere Hektar Wiese umfassenden Besitz zwei Mal im Jahr von der ortsansässigen Agrargenossenschaft mähen.

Im Gegensatz zu Juri war Paul in Ostdeutschland geboren und aufgewachsen. Er schloss sein Informatikstudium gleichzeitig mit der sich vollziehenden Wende ab, büffelnd, während das *Neue Forum* Protestkundgebungen in Kirchen organisierte, an seiner Diplomarbeit schreibend und programmierend, als sich auch der Rest des Volkes hervor wagte, um lautstark die D-Mark einzufordern. Es war eine spannende Zeit, aber die Tagespolitik wurde von Prüfungsstress, der Forschungsarbeit und der Vorbereitung auf deren Verteidigung überdeckt. Die politische Wende im Land war längst vollzogen, als man ihm an der Uni endlich sein Diplom überreichte. Bereit für den Start ins Berufsleben musste Paul zur Kenntnis nehmen, dass in der Zwischenzeit eine Währungsunion die ostdeutsche Wirtschaft hinweggefegt hatte. Noch gab es die DDR, auch wenn die Grenze durchlässig geworden war. Sollte er sich lieber nach Westen wenden, wo sich mit seiner Qualifikation mit Sicherheit ein gut bezahlter Job finden ließe, oder besser hier bleiben, bei der Familie und den Freunden, um am Traum eines demokratischen Sozialismus mitzuwirken?

Ganz und gar unschlüssig trat Paul erst einmal die zwei Jahre vorher durch die zuständigen Berufslenkungsorgane der DDR planmäßig in die Wege geleitete Anstellung in einem großen Ostberliner Kombinat für Automatisierungstechnik an. Bald darauf konvertierte der volkseigene Betrieb *VEB* - dank Währungsunion so gut wie chancenlos - zur Aktiengesellschaft. Es herrschte Konjunktur für dreiste

Lügen und dumme Hoffnungen. Ein Jahr später kurz vor der endgültigen *Abwicklung* – was für ein merkwürdig unpassender wie passender Ausdruck – also kurz vor dem Zusammenbruch des planmäßig gescheiterten Betriebs traf Paul endlich die überfällige Entscheidung und wechselte in eine Westberliner Softwarefirma, die sich auf Industriesteuerungen spezialisiert hatte. Deutschland war längst vereinigt, aber der Wechsel von Ost- nach West-Berlin kam ihm trotzdem wie ein kleiner Verrat an seiner Heimat vor.

Das Studium spülte Paul, ohne wirklich eine Wahl zu haben, Mitte der achtziger Jahre nach Ostberlin, in die Stadt, die er im Grunde genommen schon immer gehasst hatte: Als sozialistische Moderne titulierter *Mangel an Phantasie und Möglichkeiten* beherrschte die uniforme Betonarchitektur, deren baulicher und geschmacklicher Verfall so rapide vor sich ging, dass die bröckelnden Jugendstilfassaden der alten Stadtvillen selbst nach zwei überstandenen Weltkriegen noch ansehnlicher wirkten. Und überhaupt: Berlin stank, war dreckig und laut. Vor allem hasste Paul diese typische Berliner Mentalität, verbrämt als *Herz mit Schnauze*, in der er oft nur Unfreundlichkeit gepaart mit Arroganz erkennen konnte. Diese allgegenwärtige Großmauligkeit ging Paul, aufgewachsen in einem kleinen Dorf am Rande des Fläming, wahnsinnig auf die Nerven. Berlin, Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, wähnte sich als Metropole, stellte jedoch nichts weiter als ein großes *Potjomkinsches Dorf* dar – die Fassade aufrecht gehalten von der Wirtschaftskraft, die man andernorts in der DDR abzog. Die absurde Beweihräucherung der Erfolge des Sozialismus fand eher noch hier einen Nährboden, wo die Regale gefüllter waren als in den grauen Vorstädten und in den *Konsum*-Läden auf dem Land

und wo der Wohnraum durch die Plattenbaubezirke reichlicher als anderswo zur Verfügung stand. Und ja, das Leben in der *Platte* erschien damals aufgrund des damit verbundenen Komforts und in Hinblick auf die erbärmlichen Alternativen durchaus als erstrebenswert!

Paul und Juri lernten sich als Kollegen kennen, als Paul einige Monate nach der Deutschen Einheit bei *Automation Systems* im Westberlin eingestellt wurde. Beide fuhren begeistert Motorrad. Paul, dessen neuer Job endlich nennenswerte finanzielle Mittel freisetzte, entschied sich für eine Geländemaschine - nicht die schlechteste Lösung auch in Hinblick auf den erbärmlichen Zustand der meisten Brandenburger Landstraßen. Außerdem konnte man so die befestigten Wege verlassen, um all die Orte und verborgenen Dinge zu entdecken, die sich in den weiten märkischen Kiefernwäldern verbargen. Gemeinsam mit Juri unternahm er bald regelmäßige Touren ins Umland. Paul, der zunächst noch in Berlin wohnte, steuerte dazu zuerst Juris Bauernhof an, der als Ausgangspunkt für die Erkundungen der Gegend diente. Wenn sie dann gegen Abend wieder auf das Gehöft zurückkamen, gönnte Paul sich und seiner schlammverkrusteten Maschine noch eine Schnellwäsche mit dem Gartenschlauch, um die Heimreise ins ungeliebte Berlin hinreichend sauber antreten zu können.

Auf einer dieser Erkundungsfahrten entdeckte Paul das kleine Städtchen, dessen Charme ihn sofort gefangennahm. Am Stadtrand ein historisches Scheunenviertel, das Stück für Stück renoviert worden war und in dessen Gebäude kleinere Geschäfte, Cafés und ein Bikertreff eingezogen waren. Wenn sie Kaffee trinkend auf den groben Holzbänken in der Sonne saßen, durchströmte Paul eine tiefe Ruhe und Zufriedenheit.

Die Zeit schien stillzustehen, während auf den Weiden hinter den Scheunen Pferde und Kühe grasten. Die Stadt selbst erschien am Sonntagnachmittag wie ausgestorben. Im alten Stadtkern mit den engen Kopfsteinpflastergassen und den gedungenen Fachwerkhäusern konnte man über den Ladenfenstern noch immer alte, verblässende Aufschriften aus den zwanziger Jahren finden, die für *Kolonialwaren H. Brettschneider* oder *Wurst & Konservenfabrik Emil Meier & Söhne* warben. Am Giebel eines längst als Wohnhaus genutzten Gebäudes stand der Schriftzug *Braun- & Weiszbierbrauerei Rosenstock*, den die Wirren und Wendungen der letzten einhundert Jahre seit der Einstellung des Braubetriebs im Jahr 1905 nicht auszulöschen vermocht hatten. Realsozialistische Fassadenfarbe, wo sie dann doch aufgetragen worden war, blätterte und wusch sich schon nach wenigen Jahren schneller als die fast jahrhundertalten darunter liegenden Farbschichten wieder ab.

Es wurde höchste Zeit, dem Wohncontainer in Berlin den Rücken zuzukehren. Paul, der die Diktatur eines Gartens ablehnte, entschied sich spontan für eine aufwendig sanierte Wohnung in einem der denkmalgeschützten Fachwerkhäuser am Markt. Das Haus besaß einen geräumigen Innenhof, zu dem man vom gepflasterten Marktplatz aus durch eine Einfahrt mit einem großen Holztor gelangen konnte. Die alten Schuppen im Hof hatte man zu Garagen umgebaut. Eine davon mietete Paul für sein Motorrad, während er für das Auto den Straßenrand vor seinem Haus als ausreichend erachtete. Paul schloss mit Ostberlin ab, indem er bald darauf von seiner Plattenbauwohnung in seine neue Heimat nördlich von Berlin umzog. Die Nähe zur Autobahn sorgte für einen schnellen Weg

zur Arbeit, die Mark Brandenburg versprach Spaß mit dem Bike.

Paul und Juri standen mit ihren dampfenden Kaffeebechern an einem Stehtisch im Verkaufsraum der Tankstelle und sahen durch das Schaufenster dem Treiben auf der Straße zu, während der Regen mittlerweile heftig an Stärke zugenommen hatte und laut auf das Blechdach über den Zapfsäulen prasselte. Paul rührte gedankenverloren in seinem Kaffeebecher. „Ich hatte, als ich die Einberufung auf den Tisch bekam, auch die Wahl: ob ich mich anderthalb, drei oder vier Jahre schleifen lasse. Von jemandem, der damals das Abitur machte und der danach auch noch studieren wollte, erwartete man fast automatisch, dass er sich *freiwillig* für eine längere Dienstzeit verpflichten ließ. Dem einen oder anderen Studienanwärter wurde es zumindest sehr nachdrücklich empfohlen, sofern er so blöd war, den Wunsch nach einem bestimmten Studienplatz an einer ganz konkreten Uni offen zu äußern. Ich wunderte mich damals bei der Musterung auf dem Wehrkreiskommando jedenfalls, dass sie mich mehr oder weniger in Ruhe ließen. Ich meine, die konnten bei der Suche nach Unteroffiziersnachwuchs ganz schön hartnäckig bleiben, aber, komisch, nach einem einfachen *Nein* von mir war die Diskussion erledigt.

Ich habe immer noch dieses Bild vor Augen, wie ich in dem Raum vor der Musterungskommission sitze. Das Fenster neben mir stand einen Spaltbreit offen. Auf der anderen Straßenseite gegenüber vom Wehrkreiskommando befand sich eine kleine katholische Kirche mit einem großen Holzkreuz auf der Wiese davor. Der Stuhl, auf dem ich saß, war so im Raum platziert, dass das Kreuz mit seiner Inschrift genau

diesen Fensterspalt ausfüllte: *Wisset, das Reich Gottes naht!* Dem Rest des Gesprächs mit den lamettabehängten Offizieren folgte ich von da ab etwas unkonzentriert, weil mich die Frage bewegte, ob es sich bei der Sache mit dem Kreuz um eine gewollte Installation gehandelt haben könnte. Na jedenfalls, der Erpressungsversuch der Dickwänste, die nach meinem Studienwunsch fragten, ging ins Leere. Der Studienort erschien mir in diesem Moment als ziemlich unwichtig. Ich wusste nur eines ganz genau: Länger als unbedingt nötig zu dienen, kam für mich unter gar keinen Umständen infrage. Das Regiment, für das sie mich vorgesehen hatten, brauchte aber neben einem ganzen Haufen von Unteroffiziersanwärtern auch eine ganze Menge einfacher Soldaten mit speziellen Vorkenntnissen, die ich mit einem LKW-Führerschein und meinem damaligen Job als Elektromonteur alle mitbrachte. Aber was würdest du denken, wenn ich dir sage, dass ich den größten Teil meines Wehrdienstes keine Uniform trug?"

„Keine Ahnung. Was sollte ich denn denken?"

„Ein misstrauischer Ossi würde vermuten, dass ich damals bei der Stasi gelandet bin“, grinst Paul. „Dem war aber nicht so, obwohl ... vielleicht hatte ich mehr mit der Stasi zu tun, als ich mir zunächst selber zugestehen wollte. Jedenfalls hatte man mich zu einem Angestellten des Ministeriums für Post- und Fernmeldewesen gemacht. Die Aufgabe: mit meinen Kameraden Fernmeldeanlagen in Fernmeldeämtern verkabeln und verlöten. Und weil wir zwischen all den anderen Fernmelde-Mitarbeitern nicht als Soldaten auffallen sollten, trugen wir - wie alle die zivilen Monteure auch - blaue Arbeitsanzüge bei der Arbeit. Frage mich bitte nicht, was das alles mit Militärdienst zu

tun hatte - ich habe nicht die geringste Ahnung. Es ging nicht einmal um irgendwelche militärischen Kommunikationseinrichtungen oder Abhöranlagen oder so, das wäre ja noch irgendwie spannend gewesen. Nö, es ging um ganz normale zivile Telefonleitungen und die zugehörige Technik. Wir waren einem Projektleiter von der Post unterstellt, sägten und bohrten zum Beispiel Winkeleisen, um Traversen zu bauen, wickelten Kabel von großen Kabeltrommeln und schnitten sie auf Länge, um sie auf den Kabeltraversen quer durchs ganze Fernamt zu verlegen. Viele Kilometer pro Tag, denn wir waren fixe Jungs!

Meine Kompanie teilte man in kleine Gruppen zu je vier oder fünf Mann auf, um sie weit verstreut über die gesamte DDR auf irgendwelche Post-Baustellen zu beordern. Die meisten von uns waren Unteroffiziere, denen man in der Grundausbildung das Lötén beibrachte, während ich als normaler Soldat zusätzlich noch für den LKW zuständig war. Ich bekam als Fahrer einen W50 zugeteilt - das ist so ein kleiner Sechstonner mit Kofferaufbau -, an dem hinten noch ein zweiachsiger Bauwagen dranhing. Damit fuhren wir dann den Angriff auf unsere Gegner. Manche Trupps hatten Pech und landeten irgendwo in der Pampa auf einer Baustelle, viel Wald drum herum, nicht einmal eine Kneipe in der Nähe und erst recht keine Disco. Meine Leute und ich kapierten dagegen mitten in Magdeburg auf einem Postlagerplatz gleich neben den Studentenwohnheimen der Uni und den zugehörigen Klubs. War eine goldige Zeit, das kannst du mir glauben. Alle paar Monate holten uns die Dickbäuche zurück ins Regiment, um uns wieder Manieren beibringen und die Haare schneiden zu lassen, aber sonst blieben wir die meiste Zeit

zu viert und als kleine Männer-WG im Wohnwagen auf uns allein gestellt.“

„Und ich dachte immer, dass es in der Volksarmee so richtig zackig zuing. Andere hatten nicht so viel Schwein, oder?“

„Jepp! Bei der Musterung hatte ich den größten Horror davor, dass sie mich an die Grenze schicken könnten. Statt dessen bin ich zur so ziemlich unmilitärischsten und harmlosesten Truppe im ganzen Ostblock gekommen, noch sehr viel harmloser als eine Militärkapelle.“

Von dem kurzen, heftigen Regen waren nur noch ein paar vereinzelt fallende dicke Tropfen übrig geblieben, und über dem Kirchturm in der Ferne rissen die Wolkenberge bereits auf. Durch einzelne blaue Flecken am Himmel tauchte die kräftige Mittagssonne die ersten Streifen auf den Getreidefeldern in gelbes Licht. In der anderen Richtung bildete sich über dem Waldrand der Hauch eines Regenbogens. Ein idyllisches Bild, das der Kriminalbeamte in Zivil zerstörte, der zur Tür hereinkam und sich an ihren Tisch stellte, als würde er zu ihrer Runde gehören.

„Polizeihauptkommissar Grundmeier, Kripo Potsdam. Können sie mir bitte schildern, wie sie beide das Geschehen erlebt haben? Vielleicht fangen sie an, Herr Tischer?“ Der Beamte, mit kräftig rollendem fränkischen Akzent, gab ihnen ihre Ausweise zurück.

Juri begann mit dem Zeitpunkt, an dem ihn Paul unsanft auf die Beine gezogen hatte, während Paul erklären musste, was ihn zu dieser spontanen Reaktion veranlasst hatte. Paul führte seine Vorahnung auf das merkwürdige Verhalten der beiden Attentäter zurück. Er behielt für sich, was ihm sonst noch im Kopf herumging.

Der Hauptkommissar sah den beiden Männern abwechselnd in die Augen. Nach einem kurzen Moment des Nachdenkens nickte er dann. „Ich denke, dass es für heute reicht. Falls Ihnen noch etwas Wichtiges einfällt, rufen Sie uns bitte an. Und sofern wir noch Fragen haben, melden wir uns bei Ihnen.“

„Wir sind aber die nächsten Tage mit dem Motorrad unterwegs“, gab Juri zu bedenken.

„Seien so freundlich und lassen sie einfach ihre Mobiltelefone eingeschaltet.“

„Woher haben sie denn die Telefonnummern?“, hakte Paul nach.

„Genießen Sie ihren Urlaub! Ich wünsche ihnen noch eine schöne Fahrt!“ Der Ermittlungsbeamte lächelte nichtssagend, ignorierte Pauls Frage und verließ ihren Tisch.

„Wahrscheinlich haben sie bereits den Zielsuchkopf einer Drohne auf unsere Handykoordinaten fixiert. Für den Fall, dass wir doch zur Achse des Bösen gehören. Jedenfalls kann er mich mal - mein Handy bleibt aus! Bevor wir losdüsen: Hat es einen bestimmten Grund, warum du mir gerade jetzt diese alten Kamellen erzählst?“ Juri hatte sich daran erinnert, dass Paul auf seine Frage von vorhin noch eine Antwort schuldig war.

„Jepp. Ich hole uns noch einen letzten Kaffee und dann komme ich auf den Punkt.“ Paul ging zum Tresen, um zwei weitere Becher Kaffee zu bestellen und Juri griff nach seinem Tabak und den Zigarettenspapierchen, um die entstehende Pause in seinen Augen sinnvoll zu nutzen.

Die Erinnerung lastete schwer auf Pauls Seele. Er stellte die beiden Becher auf den Tisch, holte tief Luft und begann zu erzählen.

„Wir verlegten also weit weg von unserem Heimatregiment Kabel und solche Sachen, hatten eine Planvorgabe, die zu erfüllen war, übererfüllten unseren Plan regelmäßig, was auch im Sozialismus gern gesehen wurde. Im Gegenzug verschonte man uns mit gründlicheren Inspektionen durch den Kompaniechef oder einem seiner Satelliten. Für die erledigten Arbeiten wurde das Nachrichtenregiment vom Ministerium richtiggehend bezahlt, wobei die Überschüsse wahrscheinlich als Prämien in den Taschen der Offiziere verschwanden - man weiß es nicht, aber anders kann ich mir die laschen Kontrollen nicht erklären. Einmal im Monat kam der Hauptfeldwebel zu Besuch, um uns unseren Wehrsold zu bringen. Meist kam er freitags in der Hoffnung, uns am Türmen zu hindern, aber sobald er wieder weg war, sind viele von uns einfach übers Wochenende nach Hause gefahren. Das Besondere daran und deswegen erkläre ich es dem Wessi etwas genauer: Meinen ersten offiziellen Urlaub nach meiner Einberufung durfte ich erst nach dreizehn Wochen antreten. Der durchschnittliche Soldat konnte in den anderthalb Dienstjahren, wenn er Pech hatte, vielleicht fünf- oder sechsmal nach Hause zur Familie oder zur Ehefrau oder Freundin. Bei den beiden Letzteren erledigte sich allzu oft der Besuchsgrund von ganz allein.

Ab dem Tag, an dem in unserer Einheit die Grundausbildung abgeschlossen war und wir mit dem LKW und dem Bauwagen die Mauern des Regiments hinter uns ließen, fuhr, wer es denn wollte, mindestens jede zweite Woche - natürlich illegal und in Zivilkleidung - nach Hause. Es gab keine wirksame Möglichkeit, uns daran zu hindern. Wer sich aber dabei erwischen ließ, dem drohte in der NVA normalerweise Militärgefängnis. In unserem Regiment regelte man derartige

Angelegenheiten pragmatischer, indem der Betroffene degradiert wurde und zwei Tage im eigenen Regimentsknast brummen musste. Schließlich brauchte man jeden verfügbaren Mann auf den Baustellen!

Bei uns versorgten die Soldaten vom Wachdienst die Häftlinge, für deren Bewachung sie neben dem Dienst am Tor, am Zaun und am Munitionsdepot zuständig waren, mit reichlich Schnaps. Den sie wiederum ließen sie aus dem Offizierskasino mitgehen, welchem sie als Ordonanz ebenfalls zugeteilt waren. Ein Soldat im Arrest sollte es so gut wie möglich haben beim Absitzen seiner *Strafe*, denn schließlich konnte man selbst ja als Nächster seinen Platz einnehmen!

Neben meiner Kompanie, die in kleinen Gruppen vorwiegend innerhalb der Fernämter zum Einsatz kam, gab es Abteilungen mit anderen Aufgaben, die zum Beispiel Fernmeldekabel durch die Wildnis verlegten und dazu mit ein paar echten Offizieren in Zeltlagern kampieren mussten. Aber so richtig schlecht, das heißt militärisch gedrillt, erging es keinem von uns.“ Paul sah wieder hinaus auf die Straße, machte eine kleine Pause und kam nun auf den bewussten Punkt.

„Es war 1984, ich glaube Anfang November, als uns der Hauptfeldwebel abends im Wohnwagen auf diesem Postlagerplatz in Magdeburg anrief. Einer meiner Kameraden und ich als Fahrer wurden zurück ins Regiment beordert, um kurzfristig einen anderen Job zu übernehmen. Wir würden einen neuen Werkzeugsatz in der Kompaniewerkstatt erhalten, denn der Rest meiner Brigade sollte in der Zwischenzeit weiter in Magdeburg bleiben. Den neuen Einsatzort und den genauen Auftrag würden wir im Dienstzimmer unseres Kompaniechefs erfahren ...“

Flugabwehrregiment FRA 4214

Paul hatte gehofft, so viel Wehrdienstzeit wie möglich auf der Baustelle in Magdeburg zu verbringen. Es war schon schlimm genug, dass sein Kompaniechef alle Bautrupps kurz vor Weihnachten ins Regiment zurückholen würde, um sie als kleine Rache für ihr freizügiges Leben für den Zeitraum der Feiertage und des Jahreswechsels für die äußerst langweilige Bewachung des Munitionsbunkers einzuteilen, während ein Großteil der Stammbelegschaft die Weihnachtszeit bei ihrer Familie verbringen durfte. Na schön, Paul und seine Kameraden würden sich die Zeit schon einigermaßen abwechslungsreich gestalten. Wenigstens war zum Bekämpfen der Jahreswechsel-Depressionen für ausreichend Alkohol gesorgt, den sie traditionell in den Höhlungen der LKWs an der Wache vorbei ins Regiment schmuggelten. Diese außerplanmäßige Aktion stimmte ihn jedenfalls misstrauisch, da die Baustelle in Fernmeldeamt Magdeburg und das ganze Drumherum mit Spaß und Freizeit-Action einherging und unklar blieb, was stattdessen auf die beiden zukommen würde. Glücklicherweise befand Paul sich in der militärischen Rangfolge unterhalb seines Beifahrers, den als Unteroffizier im Ernstfall immer zuerst der Zorn der Vorgesetzten traf. Doch allein der Gedanke, aus der Freiheit ihres Campingplatzes zurück hinter die Mauern ihres Regimentes beordert worden zu sein, erdete die Stimmung.

Im ersten Halbjahr während der Grundausbildung wohnten Soldaten und Unteroffiziere noch in getrennten Kasernenblöcken. Nach einer sehr kurz gehaltenen Einweisung an der Maschinenpistole AK47 *Kalashnikow* und ein wenig

körperlicher Ertüchtigung erfolgte die Ausbildung auf den für das Regiment wichtigeren Fachgebieten. Paul schulte man beispielsweise als Kraftfahrer auf dem LKW W50 und im Bedienen eines kleinen russischen Eimerkettenbaggers mit Schiebeschild, mit dem schmale Kabelgräben ausgehoben und wieder zugeschoben werden konnten. Andere bekamen schwere Bagger, mächtige Planierraupen und Zugmaschinen mit Tiefladern für deren Transport zugeteilt, die gröbere Technik meist russischer Bauart. Nach der sechsmonatigen Grundausbildung verteilte man dann die Soldaten auf die einzelnen Baukompanien.

Paul steckte man als Kraftfahrer und einzigen Soldatendienstgrad in einen Bautrupp, dem ausnahmslos Unteroffiziere angehörten. Dienstgrade spielten ab dem zweiten Diensthalbjahr keine Rolle mehr. Die Kameraden vertrugen sich untereinander ausgezeichnet und hielten sich gegenseitig den Rücken frei, wenn sich mal wieder einer von ihnen unerlaubt von der Truppe entfernt hatte und für ein paar Tage auf Heimatbesuch verschwunden war. Mit Karl verstand er sich jedenfalls überaus gut und es gab allen Grund zu der Annahme, dass ihr Spezialauftrag nicht an der Unfähigkeit der Teilnehmer scheitern würde.

Nachdem sie sich einige Ortschaften vorher noch ein ausgiebiges Mittagessen *in Freiheit* gegönnt hatten, bogen sie nun, am späten Nachmittag, mit dem LKW in die Zufahrt zum Wachtor ihres Regiments ein. Nach einer flüchtigen Kontrolle durch die Wachsoldaten am Tor durften sie auf das Gelände fahren und stellten den LKW auf einen der Stellplätze im Fahrzeugpark ab. Nachdem sie ihre Gepäcksäcke in ihren Stuben auf der menschenleeren Etage ihrer Kompanie

verstaut hatten, meldeten sie sich im Zimmer des diensthabenden Offiziers.

„Unterroffizier Klinkmüller und Gefreiter Berger melden sich wie befohlen zur Stelle!“ Paul und Karl, der aufgrund des Dienstgrades automatisch die Rolle des Truppführers innehatte, salutierten grinsend. Im Dienstzimmer saß neben dem jungen Kompaniechef, der erst vor einigen Monaten als Unterleutnant die Kompanie übernommen hatte, Fähnrich Günter Lehmann, der seit mehr als zehn Jahren für die Fahrzeuge und das Werkzeug verantwortlich und die wichtigste Bezugsperson für die Soldaten war. Der Fähnrich, ein untersetzter, rundlicher Mann Ende Vierzig, nahm sich das Anrecht heraus, grundsätzlich alle Soldaten und Unterroffiziere in seinem Verantwortungsbereich mit *Du* anzureden. Er war der einzige längerdienende Vorgesetzte, dem von den Wehrpflichtigen wegen seiner Kompetenz und seiner menschlichen, humorvollen Art überhaupt eine Wertschätzung entgegengebracht wurde.

„Rühren!“ Auch der Kompaniechef musste ein wenig grinsen, denn im Allgemeinen pflegte man demnach eher einen zwangloseren Stil zwischen den Offizieren und den Wehrpflichtigen.

„Kalli und Pauli sind wieder da! Mädels, ich bin zutiefst ergriffen. Fesch seht ihr aus!“ Der Fähnrich tat so, als würde er sich eine Träne aus den Augenwinkeln wischen und schnäuzte geräuschvoll in sein buntes Stofftaschentuch. „Hab euch kaum wiedererkannt unter den langen Haaren.“

„Wen wundert's? Die Frisur war teuer, vor allem die grünen Strähnchen. Weiß gar nicht, warum der Stabschef vorhin so komisch geguckt hat. Sieht doch tipptopp aus.“ Karl rollte provozierend eine seiner Haarsträhnen um seinen Zeigefinger.

„Vielleicht lag es auch nur daran, dass du in der Nase gebohrt hast, statt zu salutieren?“, ergänzte Paul. Die Respektlosigkeit der Soldaten der 2. Kompanie, die den weitaus größten Teil des Finanzergebnisses des Bau-Regiments erwirtschafteten, war legendär. Die ungeschriebene Regel lautete, dass Soldaten nur die mit besonders viel Gold dekorierten Stabsoffiziere in der vorgeschriebenen Form mit der Hand an der Mütze grüßen mussten, während alle anderen Offiziere aus den Kompanien möglichst zu ignorieren waren. Dementsprechend sahen die Offiziere lieber weg, wenn ihnen Soldaten auf der Straße begegneten.

„Wir wollen halt nichts einreißen lassen, oder?“, erklärte Karl seinem Fahrer.

„Sind sie nicht allerliebste?“, fragte der Fähnrich den Kompaniechef.

„Die Luftveränderung wird ihnen gut tun“, antwortete der und wandte sich an die beiden. „Ihr seid ab morgen zum Flugabwehrregiment *FRA 4214* abkommandiert – ein lauschiges Plätzchen mitten in den Nadelwäldern nördlich von Berlin. Ihr werdet für die nächste Zeit dem dortigen Stab unterstellt. Die 3. Kompanie hat in der Gegend die Erdkabel verlegt. Eure Aufgabe besteht darin, die restlichen Erdarbeiten auszuführen, um das letzte Stück zu verlegen, und die Fernmeldeschränke anzuschließen.“

„Erdarbeiten? Seit wann sind wir dazu da, die Restarbeiten für die 3. zu übernehmen? Wir haben nicht mal Schaufeln auf dem LKW!“, maulte Karl, der es bisher immer hatte vermeiden können, sich bei der Arbeit schmutzig zu machen. Schließlich traf man im Fernamt bei der Mittagspause in der Kantine auf einen Haufen junger Mädels, die damals noch für die Vermittlung von Ferngesprächen notwendig waren und bei denen

man ja unbedingt einen perfekten Eindruck hinterlassen musste.

„Dann solltet ihr ein paar davon einpacken. Der Fähnrich wird euch alles Weitere erklären. Zumindest das, was wir wissen. Die eigentlichen Aufgaben bekommt ihr von dem verantwortlichen Offizier vor Ort.“ Der Kompaniechef stand auf und wandte sich zum Gehen. „Ich muss jetzt in den Stab zur Dienstbesprechung. Falls wir uns morgen nicht mehr sehen, wünsche ich euch viel Erfolg, Jungs. Macht uns keine Schande.“

„Hinpflanzen!“, schnarrte der Fähnrich, als die Drei allein waren. „Ihr sitzt ein bisschen in der Tinte. Der für die Baustelle verantwortliche Offizier, ein Major Müller, hat uns persönlich einen Besuch abgestattet. Er scheint ein scharfer Hund zu sein, also benehmt euch da oben lieber äußerst korrekt. Major Müller legt großen Wert darauf, zuverlässige Leute zugeteilt zu bekommen. Er hat sich die Unterlagen von ein paar von euch Flaschen geben lassen, lange herumtelefoniert und dann genau euch beide ausgesucht. Weiß nicht, ob er das auch gemacht hätte, wenn er euch persönlich kennen würde. Also, je schneller und sorgfältiger ihr die Arbeit erledigt, desto eher könnt ihr wieder in Magdeburg rumlungern.“

„Ganz verstehe ich das nicht: Wir waren bisher noch nie für Schachtarbeiten eingesetzt. Warum hat die 3. Kompanie das Kabel nicht komplett verlegt?“ Paul hatte als Lehrling und als Elektromonteur mit Schaufel und Spaten schon viele Meter Kabelgräben ausgehoben und sah darin nicht wirklich ein Problem. Trotzdem war die Angelegenheit mysteriös und entsprach nicht der sonstigen Arbeitsteilung.

„Die beiden Stränge, um die es geht, enden jeweils an einem hohen Zaun. Heinz von der Dritten hat mir erzählt, dass da bewaffnete Leute dahinter standen. Leute in Zivil und mit einem Gesicht, als würden sie nur auf eine günstige Gelegenheit warten, ihre Knarren mal ausprobieren zu können. Ständig lungerten Offiziere aus dem Stab auf der Baustelle herum, um alles ganz penibel zu begutachten. Das letzte Stück Graben bis kurz vor den Zaun haben unsere Jungs in neuer Rekordzeit fertiggestellt, um dort bloß schnell wieder verschwinden zu können. Jetzt geht es scheinbar um den Rest hinter dem Zaun. Was genau sich auf dem umzäunten Gelände befindet, weiß ich nicht. Es scheint jedoch besser zu sein, wenn man nicht danach fragt. Draußen sind zwei Bleimuffen zu setzen, drinnen im Anschluss-Schrank die Kabelendverschlüsse mit allem Drum und Dran. Mehr weiß ich auch nicht.“

„Na schönen Dank auch! Wann macht der *Med-Punkt* eigentlich auf? Ich fühle mich schon seit Tagen etwas kränklich. Wahrscheinlich Magen-Darm-Grippe mit Blinddarmreizung. He Paul, fühl mal meine Stirn, hab ich nicht sogar Fieber?“

„Ihr beide fahrt jetzt mit dem LKW in Halle 6 und packt das Werkzeug und das Material ein, das ich dort für euch deponiert habe. Paul, du hängst den kleinen Tieflader an und lädst den Trecker mit der Schaufelkette auf. Vergiss nicht, ihn schön festzuzurren, damit euch nicht das Gleiche passiert wie der Dritten mit Nessi!“

Nessi war ein mehr als 20 Tonnen schweres russisches Baggermonster mit Panzerketten, das während des Transports plötzlich in einer scharfen Kurve mit heftigem Getöse vom Tieflader gefallen war, weil man nach dem Aufladen vergessen hatte, die zwei Handbremsen anzuziehen. Natürlich trug dabei die massive Technik aus dem Lande Lenins keinerlei Schaden

davon. Die beiden mit dem Transport beauftragten Soldaten luden den Bagger so rasch und unauffällig wie nur möglich in neuem Regiments-Allzeit-Geschwindigkeitsrekord wieder auf. Es wäre nie herausgekommen, wenn ihr Truppführer sie nicht dabei erwischt hätte, wie sie mit Pinsel und grüner Farbe ein paar größere Schrammen am Tieflader ausbessern wollten, und dem der Unterhaltungswert der Story wichtiger war als das Seelenheil der beiden verängstigten Soldaten.

„Gegen halb fünf schließt der Hauptfeldwebel extra für euch die Kleiderkammer auf. Seht also eure Klamotten durch, falls ihr noch was braucht. Kalli, du siehst so aus, als könntest du einen extra Satz Unterhosen gebrauchen!“

„Du kannst mich mal bei Mondschein ...“

„Morgen früh holt ihr euch den Marschbefehl vom Schreiber ab. Noch ein Tipp am Rande: Unser Regimentschef ist in Kenntnis gesetzt und persönlich daran interessiert, dass wir einen perfekten Eindruck hinterlassen. Paul, du als der Vernünftigere von euch beiden, passt auf Kalli auf, dass der keinen Mist baut. Noch Fragen?“

„Kriegen wir heute Abend wenigstens Ausgang? Auf den Schreck könnte ich ein Bier vertragen!“

„Kalli, mein armer Freund, die Antwort lautet: Nein! Es wäre sehr unvorteilhaft, wenn ihr morgen mit einem Kater und einer Alkoholfahne in dem anderen Regiment antanzelt.

WEGGETRETEN!“

„Schön wärs!“, maulte Karl, als die beiden das Büro verließen.

Die Nacht brachte den ersten leichten Frost, und Paul brauchte einige Zeit, um die Windschutzscheibe des Lastwagens freizubekommen. Als sie nach dem Frühstück

losfahren, war die Sicht diesig und der Himmel wolkenverhangen. In den Talsenken der Landstraßen stand noch Nebel und ein leichter Regen begann zu fallen, als sie bei Dessau auf die Autobahn in Richtung Berlin auffuhren. Der Lärm des Dieselmotors verhinderte entspannte Gespräche, sodass sie sich die meiste Zeit der Fahrt anschwiegen. Einmal pro Stunde hielt Paul an, um die Reifen und die Verzurrung des Baggers auf dem Tieflader zu kontrollieren.

Nördlich von Berlin verließen sie die Autobahn, um anhand der Wegbeschreibung nach einigen Dörfern und wenigen Kilometern mitten in einem ausgedehnten Waldgebiet von der mit Schlaglöchern übersäten Landstraße in einen mit schweren Betonplatten belegten Weg abzubiegen. Nach ein paar Minuten tauchte auf der rechten Seite eine mit Stacheldraht gekrönte Mauer auf, die einige Meter zurückgesetzt parallel zum Fahrweg verlief. Dann erreichten sie das Stahltor des Eingangs zum Regiment, bogen in die Zufahrt ein und blieben vor dem Wachgebäude stehen. Nach einer sehr gründlichen Kontrolle, wozu sie neben dem Marschbefehl auch ihre Wehrdienstaussweise vorzeigen und die Tür des Kofferaufbaus hinten öffnen mussten, winkte man sie auf das Gelände und wies sie an, ihr Gespann am Straßenrand hinter dem Wachgebäude abzustellen. Der Chef vom Wachdienst befahl ihnen, im Fahrerhaus zu warten, bis man sie abholen und in den Regimentsstab bringen würde.

Es vergingen fast zwanzig Minuten, die Karl nutzte, um die kompliziertesten Flüche und Verwünschungen auszustoßen, bis ein blauer *Wartburg* am Stabsgebäude vorfuhr, dem zwei in billige Straßenanzüge gekleidete Herren entstiegen und in dem Gebäude verschwanden. Zwei Minuten später hämmerte jemand von außen gegen ihre Fahrerkabine. Einer der

Wachposten eskortierte Paul und Karl zum Eingang, wo sie von einem Feldwebel in Empfang genommen und in einen Besprechungsraum gebracht wurden, in dem bereits ein Offizier im Rang eines Majors und die zwei Zivilisten warteten. Nach dem vorschriftsmäßigen Salutieren und Meldung machen übergab der Feldwebel ihre Marschpapiere dem Major und verließ den Raum. Karl und Paul standen weiterhin *stramm*, denn die übliche Erlösung durch den Offizier und dessen Befehl „Rühren!“, nach dem die Soldaten eine bequemere Haltung annehmen dürfen, blieb aus.

Der Major setzte sich an einen der U-förmig angeordneten Tische, sah sich die überreichten Papiere - den Marschbefehl und ihre Wehrdienstaushweise - gründlich an, verglich umständlich die Namen und Fotos mit Unterlagen, die er einem vor ihm liegenden Aktenordner entnahm und ignorierte die beiden Soldaten. Einer der Zivilisten lehnte auf einer Fensterbank, während der andere dem Major über die Schulter sah. Erst nach mehreren Minuten murmelte der Offizier beiläufig den Befehl „Rühren!“ und Paul und Karl entspannten ihre Haltung.

ARSCHLOCH, dachte Karl, während Paul vor seinem geistigen Auge sein Bandmaß erschien, auf dem jeder Zentimeter einem der Tage bis zu seiner Entlassung aus dem Wehrdienst entsprach und das bald auf eine Länge von weniger als einem Meter geschrumpft sein würde.

„Unteroffizier Karl Klinkmüller, geboren am 9. April 1964 in Plauen. Vater Schlosser im Reichsbahnausbesserungswerk, Mutter Kindergärtnerin, beide Mitglied der SED. Ist das so richtig?“ Der Major sah ihn von unten her mit kühlem Blick aus farblosen Augen an.

„Jawoll, Genosse Major!“, schnarrte Karl betont korrekt.

„Und Sie sind der Gefreite Paul Berger, geboren am 10. September 1963 in Herztal. Vater Betriebsleiter in der Werkzeugmaschinenfabrik Radewitz, parteilos. Mutter Hausfrau. Stimmt das so?“

„Jawohl, Genosse Major!“, antwortete Paul etwas weniger zackig. *Was soll der Schwachsinn*, dachte Paul, denn ihre Wehrdienstaussweise identifizierten sie ja hinreichend.

„Sie haben Verwandte in Westdeutschland. Einen Onkel im Saarland und diverses anderes Gesocks. Genosse Berger, ich sage ihnen hiermit ganz deutlich, dass ich ihrem Einsatz nur widerstrebend zugestimmt habe.“

Geht mir genauso, dachte Paul.

Der Offizier machte eine kleine Pause und fuhr dann an sie beide gewandt fort. „Wir sind hier ein militärisches Objekt, das höchster Geheimhaltung unterliegt. Sie werden Stillschweigen über ihre Tätigkeit und darüber bewahren, was sie in den nächsten Tagen zu sehen bekommen.“ Der Major hatte noch immer leise, fast beiläufig gesprochen und fuhr nun lauter und deutlich schärfer fort.

„Vergessen sie nicht, dass sie der Militärgerichtsbarkeit unterliegen. Während ihres Aufenthalts hier unterstehen sie meinem Befehl. Halten sie sich an unsere Gepflogenheiten und wir werden prima miteinander auskommen. Andernfalls lernen sie mich von meiner unangenehmen Seite kennen. Ein paar von den Soldaten, die mir nicht glauben wollten, denken gerade in Schwedt darüber nach – ich hoffe, sie wissen, was ich damit meine.“ Der Major machte eine Pause, um seine Worte wirken zu lassen.

BLÖDES MAGA-ARSCHLOCH, dachte Karl, während Paul in Gedanken einen Zentimeter von seinem Bandmaß abschnitt. Auch in ihrem eigenen Regiment gab es Offiziere mit

Geltungsbedürfnis, die Soldaten gern bei passender Gelegenheit drangsalierten und strammstehen ließen, aber mit dem berüchtigten Militärgefängnis in Schwedt hatte ihnen bisher noch niemand gedroht. Einer der länger dienenden Zeitsoldaten ihres Regiments, ein Unterfeldwebel, war nach Dienstschluss mehrmals betrunken mit dem Auto gefahren und hatte dabei den einen oder anderen Unfall verursacht. Als man die Vorkommnisse nicht mehr deckeln konnte, wurde er als *Erziehungsmaßnahme* für drei Monate nach Schwedt überstellt. Schon die Übergabe des Häftlings im Gefängnis im Beisein der Militärpolizisten, die ihn dorthin eskortiert hatten, war auf eine extrem rüde Art erfolgt. Über die Behandlung der Insassen hinter den Mauern drang nichts nach außen, und niemand von denen, die dort eingesperrt waren, sprach hinterher je ein Wort darüber.

„Sie werden ein Zimmer in der 1. Kompanie bewohnen. Sie nehmen ganz normal am Frühsport teil ...“ – Paul und Karl hatten seit der Grundausbildung in ihrem Regiment und somit seit fast einem Jahr nicht mehr am Frühsport teilgenommen – „... und gehen gemeinsam mit der Kompanie zum Essen. Nach dem Frühstück werden Sie um 7:15 Uhr vor dem Kompaniegebäude abgeholt.“ Er deutete auf die beiden Männer hinter sich. „Sie bewegen sich außerhalb des Regimentsgeländes keinen Schritt ohne Begleitung. Das Mittagessen erhalten sie auf der Baustelle. Abends wird man sie von dort abholen und zurück ins Regiment bringen. Ist das soweit klar?“

„Jawohl!“, antworteten Paul und Karl unisono. Dazu, dass die beiden in Rekordzeit das Projekt abschließen würden, war keine weitere Motivation mehr notwendig.

Der Mann, der neben dem Major stand, richtete sich auf. „Meine Name ist Rudolf Brandt. Ich bin Oberst im Ministerium

für Staatssicherheit. Solange sie sich auf der Baustelle befinden, unterstehen sie meiner Befehlsgewalt.“ Er sah den beiden abwechselnd in die Augen. „Das Objekt, um das es geht, befindet sich ungefähr zwei Kilometer von hier. Es liegt innerhalb des Bereichs der Luftabwehrstellungen und wird durch einen Streckmetallzaun und elektronische Überwachungsmaßnahmen besonders geschützt.“ Oberst Brandt schob ihnen die Blaupause einer Geländekarte über den Tisch.

„Der Plan zeigt einen Teil des Objektes. Ihre Aufgabe wird darin bestehen, die Fernmeldekabel fertig zu verlegen, indem sie die Trassen von hier ... und hier ... bis zu dem Anschlussraum in dem Gebäude hier ... weiterführen. Momentan enden beide Kabeltrassen am inneren Zaun. Die Anschlussschränke wurden bereits angeliefert.“ Er deutete den Verlauf der Kabel auf der Zeichnung an. „Das Werkzeug und die benötigten Materialien haben sie laut Aussage ihres Kompaniechefs dabei. Alles Weitere zeige ich ihnen vor Ort. Wir fahren jetzt gleich zur Baustelle, um ihren LKW dort abzustellen. Er bleibt bis zum Abschluss der Arbeiten dort stehen. Haben sie noch Fragen?“

Vielleicht hatte er zu viele Agentenfilme gesehen, aber irgendwie hatte sich Paul einen Stasioffizier ganz anders vorgestellt. Oberst Brandt war sehr viel kleiner als Paul und hager, fast schwächling gebaut. Paul schätzte ihn auf Mitte vierzig. Zum unauffälligen dunkelblauen Anzug von der Stange trug er ein graues Hemd und eine breite, dezent gemusterte Krawatte. Die dunklen Haare trug er militärisch kurz geschnitten.

Paul und Karl starrten den Mann an. Nun stand fest, dass das MfS mit im Boot war. Himmel, was konnte daran so wichtig sein, ein Stück Fernmeldekabel zu verlegen, dass sich ein

Stasi-Oberst persönlich ihrer annahm? Klar, es ging um ein geheimes Objekt, aber im Grunde waren alle Objekte der Nationalen Volksarmee mehr oder weniger geheim. Und wie es aussah, würden sie auch nicht direkt in den abgeschotteten Gebäuden, sondern nur auf dem Gelände davor arbeiten. Fragen hatten die beiden also einige, nur waren es keine von der Art, die man in diesem Moment auch offen stellen konnte.

„Wenn nicht, dann fahren wir jetzt. Sie wenden ihren LKW und folgen uns dann.“ Der Oberst wies zur Tür.

Paul und Karl salutierten und traten auf den Gang hinaus. Der Oberst in Zivil und sein Begleiter folgten ihnen. Nachdem der *Unteroffizier vom Dienst* am Ausgang des Stabsgebäudes die beiden im Besucherbuch abgehakt hatte, liefen sie zum LKW und kletterten in das Fahrerhaus.

„Und? Kommentar?“ Karl zog die Beifahrertür zu und sah Paul fragend an.

„Kein Kommentar“, antwortete Paul, startete den Motor, wartete, bis der Zeiger der Öldruckanzeige in den grünen Bereich stieg, und legte den zweiten Gang ein. Sie wendeten den LKW mit dem Tieflader am Ende der Straße auf dem betonierten Exerzierplatz, fuhren auf dem Rückweg durch das geöffnete Tor an der Wache vorbei und folgten den Männern in ihrem *Wartburg*. Zunächst ging die Fahrt einige Hundert Meter auf dem Plattenweg entlang, dann bogen sie wechselseitig und scheinbar wahllos links oder rechts in immer enger werdende Waldwege ab. Zwischendrin passierten sie ein sich automatisch öffnendes Metalltor in einer unvermittelt auftauchenden Betonmauer und kamen endlich auf einer Waldlichtung an einem drei Meter hohen Metallzaun an. Aus dem kleinen Wachgebäude neben dem Tor traten zwei zivil gekleidete Wachleute, die AKS-74U-Sturmgewehre über die

Schulter gehängt trugen: eine kleinkalibrige Waffe mit ausklappbarer Schulterstütze, die sonst nur von sowjetischen Sondereinsatzkommandos verwendet wurde. Paul hatte bei der Grundausbildung davon gehört, als der sie unterweisende Unteroffizier mit größter Begeisterung über alle Varianten und Ableger russischer Schnellfeuerwaffen schwärmte. Bei dieser speziellen Bauart konnte wegen der hohen Mündungsgeschwindigkeit schon ein Streifschuss aufgrund der Schockwellen einen Menschen töten.

Das Tor öffnete sich automatisch. Der PKW fuhr hindurch und blieb auf der Wiese hinter dem Zaun stehen. Paul hielt mit seinem Lastwagen direkt daneben, stellte den Motor ab und sprang aus der Fahrertür, während Karl auf der anderen Seite des Fahrerhauses umständlich die Trittstufen hinab kletterte, als hätte er bleierne Gewichte an den Füßen.

Sie befanden sich auf einem großen mit Gras bewachsenen Gelände, das nach etwa zweihundert Metern in einen lockeren Wald mit einzeln stehenden Bäumen überging. Ein Plattenweg führte in einem leichten Bogen einen halben Kilometer weiter und verschwand zwischen kleinen Hügeln in einer Senke, die nicht einsehbar war. Paul hatte die Blaupause der Karte noch im Gedächtnis, als er Ausschau nach den Gebäuden hielt, zu denen die Kabel verlegt werden sollten. Sichtbar waren in einiger Entfernung nur eine Handvoll aus dem Waldboden ragender armdicker Rohre – die oberen Enden zum Witterungsschutz wie ein Regenschirmgriff mit der Öffnung nach unten gebogen. Es handelte es sich also um eine Bunkeranlage, die durch einen separaten Metallzaun weiträumig von den anderen im Wald weit verteilt liegenden Gefechtsstellungen abgeschottet wurde. Der Zugang zu den Bunkern ließ sich von ihrem Standort aus nicht erkennen und

lag wahrscheinlich irgendwo dort, wo der Plattenweg aus ihrem Gesichtsfeld verschwand.

„Ich gehe davon aus, dass wir die Kabel über Versorgungsschächte nach unten führen sollen. Wie tief müssen wir runter?“, fragte Paul. Scheinbar handelte es sich bei den Luftschutzbunkern um Einrichtungen für die Feuerleitführung, denn schließlich befanden sie sich auf dem Gelände eines Flugabwehregiments. Bei der Herfahrt hatte er in einiger Entfernung die großen Erdtrichter der Feuerstellungen gesehen, in denen die Selbstfahrlafetten mit den Raketenwerfern standen – nach oben durch ein mit Gras bewachsenes Dach gegen Luftaufklärung und Satellitenkameras geschützt. Zum Abfeuern der Raketen mussten die Fahrzeuge nur ein kleines Stück unter ihrem Dach hervorrollen.

„Es gibt einen Schacht, der zu dem Anschlussraum in vier Metern Tiefe führt. Wenn Sie mit den Erdarbeiten und dem Verlegen der Kabel so weit sind, wird Ihnen einer der Wachleute die Schachtabdeckung entriegeln.“

„Wir werden auch ein paar Mal durch das Tor hier müssen, wenn wir draußen vor dem Zaun die Kabelmuffe setzten. Brauchen wir nicht irgendwelche Passierscheine?“, meldete sich Karl zu Wort, der misstrauisch die Maschinenpistolen der Wachen beäugte.

„Sie stehen unter Aufsicht der Posten hier. Das heißt, Sie bewegen sich ausschließlich im Sichtbereich der Torwache. Sagen Sie denen einfach Bescheid, wenn Sie durch das Tor müssen. Aber entfernen Sie sich nie so weit von der Baustelle hier, dass man Sie aus den Augen verliert. Toiletten befinden sich im Wachgebäude.“

Obwohl Karl der Truppführer war, wandte sich der Oberst an Paul. „Wie wird die Verlegung der Kabel aus Ihrer Sicht ablaufen?“

„Wir fangen draußen vor dem Zaun an. Ich grabe mit dem Bagger das Loch für die Kabelmuffe. Unteroffizier Klinkmüller wird das kurze Stück unter dem Zaun mit dem Spaten schachten, sodass wir morgen früh das Kabel durchfädeln können und von ihm die Muffe gelötet werden kann. In der Zwischenzeit grabe ich weiter bis zum Schacht. Dann stemmen wir seitlich das Loch für die Durchführung in den Beton, schneiden das Kabel auf Länge und verlegen es an der Schachtwand mit Schellen nach unten bis in den Anschlussraum. Mit dem Kabel auf der Nordseite verfahren wir genauso, oder Karl?“

Karl nickte.

„Was glauben Sie, wann Sie fertig sein werden?“

„Das müsste in einer Woche zu schaffen sein. Das Wochenende werden wir durcharbeiten, oder?“ Paul wandte sich wiederum an Karl.

„Klar doch.“

„Gut, dann fangen Sie an. Und vergessen Sie nicht, immer in Sichtweite der Posten zu bleiben!“

Die Zeit verging wie im Flug. Morgens wurden sie durch das Gebrüll des *Unteroffiziers vom Dienst* geweckt, der sie zum verhassten Frühsport antreten ließ. Nach dem gemeinsam mit den anderen Soldaten in der Kantine eingenommenen Frühstück wartete vor ihrer Unterkunft bereits der Wagen, um sie abzuholen. Sie arbeiteten den ganzen Tag durch, mittags mit einer kurzen Pause, in der sie widerwärtigen Kräutertee und lauwarmes Essen geliefert bekamen und gemeinsam mit den

wortkargen Posten im Wachgebäude aßen. Gegen achtzehn Uhr holte man sie wieder ab. Als einziges Privileg gegenüber der Stammbefehlshaber durften sie jeden Tag ins Heizhaus duschen gehen, bevor sie mit den anderen Soldaten der Kompanie im Gleichschritt zum Abendbrot marschierten. Danach blieben sie meist auf ihrem Zimmer, um das *Neue Deutschland*, das Parteiorgan der SED, oder die unvermeidliche *Armeerundschau* zu lesen oder um ganz einfach nur Karten zu spielen. Seltener setzten sie sich zu den Anderen in den Aufenthaltsraum vor den Fernseher. In ihrem Wohnwagen in Magdeburg übergingen sie ganz selbstverständlich die Dienstvorschriften und schauten fast ausschließlich das für Soldaten verbotene Westfernsehen. Hier jedoch sorgten die Programme des *Fernsehens der DDR*, die beiden einzigen eingestellten Kanäle, nur für äußerst bescheidene Unterhaltung.

Die Arbeiten gingen reibungslos vonstatten, sodass bereits am vierten Tag auch das zweite Kabel fertig in der Erde lag und nur noch eingefädelt und mit Schellen an der senkrecht in die Tiefe fallenden Schachtwand angeschraubt werden musste. Den quadratischen, etwa zwei Meter breiten Schacht verschloss ein zur Tarnung mit dürrer Gras bewachsener Betondeckel, in den eine enge, schwere Luke aus Stahl eingelassen war. Durch die offene Luke fiel gerade genug Licht, um eine steile Metalltreppe bis zu einer kleinen Plattform in vier Metern Tiefe wage auszuleuchten - einem halbsprecherischen Gitterrost, das nur die Hälfte des Schachtes abdeckte. Da ein Geländer fehlte, würde ein falscher Schritt unweigerlich den Sturz in eine unbestimmte Tiefe nach sich ziehen. Unterhalb des Gitters konnte man in die Betonwand eingelassene Steigeisen erkennen, die sich

nach unten im Dämmerlicht verloren. Von der Plattform weg führte seitlich ein kurzer unbeleuchteter Gang, an dessen Ende sich in einer Nische der Stahlschrank mit den Kabelanschlüssen befand. Bis hierhin hatten sie das bleiummantelte Fernkabel zu verlegen.

Die grelle Mittagssonne projizierte durch die offene Schachtabdeckung ein helles Quadrat auf die Plattform, auf der Karl gerade dabei war, eine der Kabelschellen an der Schachtwand festzuschrauben, als ihm plötzlich der Ratschenschlüssel aus der Hand glitt. Klirrend durch das Gitter rutschend, verschwand das teure Werkzeug in der dunklen Tiefe unter ihm und schlug nach zwei, drei Sekunden mit einem hellen Geräusch auf dem Betonboden des Schachtes auf.

„Sch... schlecht. Gaaanz schlecht“, fluchte Karl verhalten. Der Schlüssel mit der Drehmomenteinstellung war teuer und der Fähnrich würde ihm den Verlust äußerst übel nehmen, nachdem ihnen vor einiger Zeit auf der Baustelle in Magdeburg ein kompletter Nusskasten einschließlich der Ratsche abhandengekommen war. Karl musste das Werkzeug unbedingt wiederhaben, aber dazu brauchte er zunächst mehr Licht.

Zur militärischen Ausrüstung ihres LKWs gehörte eine große schwarze Handlampe aus Metall mit einer hellen Glühlampe und einem kräftigen Bleiakkumulator. Karl stieg die Treppe hoch, stemmte sich aus der Luke und schlenderte zum LKW, der seit dem Tag ihrer Ankunft etwas abseits neben dem Wachgebäude stand. Paul hielt es aufgrund der ständigen Bewachung des Geländes nicht für nötig, das Fahrerhaus abzuschließen, in das sie sich von Zeit zu Zeit für kurze Pausen zurückzogen. Karl kletterte in die Fahrerkabine und zog die Handlampe aus

ihrer Halterung hinter dem Fahrersitz. Die Posten blickten kurz in seine Richtung, nahmen aber sonst keine Notiz von ihm. Einige Hundert Meter weiter arbeitete Paul mit dem Bagger am zweiten Kabelgraben.

Da es in der NVA üblich war, bei schmutzigen Arbeiten die sogenannte *Schwarzkombi* zu tragen, einen schwarzen, unförmigen Overall aus derbem Stoff, hatten er und Paul auf dieser Baustelle auf ihre zivilen blauen Arbeitsanzüge verzichtet. Um seine kleine Werkzeugtasche am Overall befestigen zu können, trug Karl meist noch als Gürtel das zugehörige Uniformkoppel. Jetzt klinkte er zusätzlich die Handlampe mit ihrem Karabinerhaken daran ein und stieg zurück in den Schacht. *Hoffentlich geht das blöde Koppelschloss nicht auf, sonst geht die Lampe auch noch flöten*, ging es ihm durch den Sinn. *Und hoffentlich kommt in den nächsten Minuten keiner der Wachposten auf die Idee, durch die offene Luke zu glotzen!*

Karl verstellte den Reflektor der Handlampe an dessen biegsamen metallenen Schwanenhals so, dass das Licht beim Klettern die Trittstufen unter ihm beleuchten würde. Er beugte sich über den Rand der Plattform und leuchtete hinab. Die in die Schachtwand eingelassenen schmalen Steigeisen überzog eine lose Rostschicht. Geschätzte fünfzehn Meter tiefer reflektierte der helle Betonboden das Licht der Lampe.

„Warum tue ich mir das nur an?“, stöhnte er, als er sich langsam über den Rand der Plattform rutschen ließ und mit seinem Fuß nach dem ersten Steigeisen angelte. Dann stieg er ohne Hast den Schacht hinab, mit jedem Schritt vorsichtig nach dem nächsten Halt suchend. Karl verfluchte sich dafür, die schwere Werkzeugtasche nicht oben gelassen zu haben.

Paul stellte den Motor des Baggers ab, griff nach seiner Feldflasche und nahm einen tiefen Schluck von dem abscheulichen Kräutertee, den er sich beim Frühstück abgefüllt hatte. Er war froh, dass sie mit der Arbeit fast fertig waren. Karl würde heute Nachmittag die letzten Adernpaare im Anschlussschrank verlöten. Morgen früh käme dann irgendjemand, um die Anlage abzunehmen und wenn alles gut ginge, wären sie am späten Abend wieder in ihrem Heimatregiment. Paul hätte sich nie vorstellen können, einmal die Anwesenheit in seiner Heimatkompagnie herbeizusehnen. Sie hatten hart gearbeitet und gegenüber ihrer ursprünglichen Schätzung fast zwei Tage herausgeholt.

Der *Robur LO*, ein kleiner Lastwagen, der mit dem Mittagessen die einzelnen Feuerleitstellen abfuhr, hielt außen am Tor vor dem Wachgebäude. Paul war an diesem Abschnitt hier mit dem Zuschieben des Grabens fertig, also könnte er auch die fünfhundert Meter zum Wachhäuschen mit dem Traktor zurückfahren. Das Essen, das ihnen hier verabreicht wurde, war nicht gerade lecker, aber kalt ungenießbar. Einer der Wachposten machte sich auf den Weg in Richtung des Schachtes, um Karl zum Essen zu holen.

Bei jedem Schritt, den Karl hinab stieg, prüfte er mit einem festen Tritt den jeweils nächsten eisernen Bogen, bevor er sein gesamtes Gewicht darauf verlagerte. Alle drei Meter kam er an großen rechteckigen, verschraubten Stahlschotts vorbei, die offenbar seitliche Abzweigungen des Schachts verschlossen. Vermutlich befand sich hinter jeder der Türen entweder ein Lüftungskanal oder sogar ein Gang zu einer separaten Bunkerebene, ähnlich dem Gang ganz oben an

der Plattform, der zum Raum mit den Kabelanschlüssen führte. Nach einigen Minuten vorsichtigen Tastens erreichte Karl den Boden des Schachts. Er hob das auf dem Betonboden liegenden Werkzeug auf, prüfte den Ratschenmechanismus und war erleichtert, dass der durch den Sturz offenbar keinen Schaden genommen hatte. Er verstaute den Schlüssel in seiner Werkzeugtasche und blickte nach oben. Wenigstens ließ sich im hellen Rechteck der offene Luke kein Bewacher blicken. Karl schaltete die Handlampe aus und begann mit dem Aufstieg.

Plötzlich hörte er ein leises Geräusch schräg über sich. Es war schrill, ähnlich dem einer quietschenden Tür. Karl schaute nach oben und bemerkte, dass kurz über ihm durch einen Spalt zwischen dem Stahlschott und der Schachtwand ein dünner Lichtstrahl fiel. Hinter dem Schott war offenbar ein elektrisches Licht angegangen. Karl kletterte die zwei Meter bis zur Stahltür weiter und versuchte, durch den Spalt etwas zu erkennen. Von schräg oben konnte er, je nachdem, wie er seinen Kopf hielt, einen kleinen Abschnitt eines schmalen, hell erleuchteten Ganges beobachten, der nach ein paar Metern in einen breiteren, quer verlaufenden Flur mündete. Keine Menschenseele war zu sehen. Karl wollte sich schon wieder abwenden, als er ein trappelndes Geräusch hörte. Zwei kleine Gestalten schossen um die Ecke und liefen genau bis zu der Stahltür, hinter der Karl durch den Spalt dem Geschehen zusah. Es waren zwei Kinder, vielleicht fünf und acht Jahre alt, in einfache hellgrüne Anzüge gekleidet, ähnlich denen, die Ärzte und Schwestern in Operationssälen trugen. Das Ältere, ein kleiner Junge, versuchte, das Stahlschott zu öffnen und rüttelte an den verschraubten eisernen Riegeln. Das andere Kind, ein Mädchen, sank heftig

keuchend langsam auf die Knie und griff sich an seinen dick bandagierten Kopf. Sie wimmerte vor Schmerzen und versuchte, sich den Verband vom Kopf zu ziehen. Als der Junge erkannte, dass sie in einer Sackgasse festsaßen, bemühte er sich, das Mädchen wieder auf die Beine zu heben. In diesem Augenblick bogen ohne Eile zwei Männer in Tarnkleidung in den Gang. Einer der beiden, über der Uniform einen weißen Kittel tragend, hielt eine kleine olivgrüne Tasche in der Hand, die Karl aus der Grundausbildung kannte. Das Mädchen riss sich den Verband vom Kopf, unter dem ein kahl rasierter Schädel und eine große, blutig verkrustete Kopfwunde zum Vorschein kamen. Der Junge wich, vom schnellen Laufen noch immer heftig atmend, bis an das Stahlschott zurück, hinter dem Karl das Geschehen verfolgte. Der Mann ohne Kittel griff nach einem kurzen, dicken Stab, den er in einer Schlaufe am Gürtel trug, ging mit dem ausgestreckten Stab auf den Jungen zu und berührte ihn damit. Karl hörte das knisternde Geräusch elektrischer Funken, dann brach das Kind zusammen und blieb regungslos liegen. Der Arzt beugte sich unterdessen über das auf dem Boden kniende weinende Mädchen und verabreichte ihr eine Injektion mit einem Gegenstand, den er aus der grünen Tasche gezogen hatte. Sie wehrte sich heftig, sank jedoch nach wenigen Sekunden besinnungslos zusammen. Karl erkannte die Injektionspistole, die der Arzt in seiner Hand hielt, als Bestandteil der chemischen Grundausrüstung jedes Soldaten wieder, dazu gedacht, im Kriegsfall und unter Zeitdruck, zum Beispiel bei einem Kampfstoffeinsatz, sich selbst eine Injektion durch den derben Uniformstoff hindurch geben zu können. Dazu musste man einen Federmechanismus spannen und einen mit einer Farbcodierung versehenen Injektionspfeil einlegen. Wenn

man den Apparat auf den Oberschenkel aufsetzte, wurde die Feder ausgelöst und die Nadel mit großer Kraft durch Stoff und Haut in die Muskulatur geschossen. Diese ausschließlich für den Notfall im Krieg vorgesehene Prozedur stellte zweifellos eine extrem barbarische Art dar, einem Kind ein Medikament zu verabreichen. Der Arzt spannte den Apparat erneut, legte eine neue Nadel ein und schoss das Mittel auch dem Jungen ins Bein, der, vom Elektroschock gelähmt, noch immer zitternd am Boden lag. Dann stopfte er den Injektionsapparat und den blutigen Verband in seine Tasche, hob das kleine Mädchen hoch und trug es auf seinen Armen den gleichen Weg zurück, den sie gekommen waren. Der andere Mann warf sich den Jungen weniger behutsam über die Schulter und folgte dem Weißkittel.

Karl war wie gelähmt und konnte das Gesehene nicht recht begreifen. Was hatten Kinder in einer geheimen Bunkeranlage zu suchen? Warum verfuhr man mit ihnen so rabiatisch? Karl erschrak, als er die möglichen Konsequenzen der Dinge durchdachte, deren Zeuge er eben geworden war, und setzte so schnell er konnte seinen Aufstieg an der Schachtwand fort.

Als der Posten sich oben über die offene Luke beugte, stand Karl bereits wieder auf der Plattform und schraubte mit versteinertem Gesicht die letzte Kabelschelle an.

„He Uffz, Essen!“

Karl hatte etwas gesehen, was er nicht hätte sehen dürfen. Der Appetit war ihm vergangen, aber er durfte auf keinen Fall den Verdacht der Wachen erregen. „Ich komme.“

Den Rest des Nachmittags arbeitete er fieberhaft daran, die Arbeiten abzuschließen. Die Zeit bis zum Feierabend und dem Moment, ab dem er mit Paul endlich allein im Zimmer sein

würde, dehnte sich ins endlose. Er brauchte unbedingt jemanden, mit dem er über das Erlebte reden konnte.

„He, was ist los mit dir? Fällt dir der Abschied von hier schwer oder ist dir der Linseneintopf von heute Mittag im Magen geronnen? Mann, übermorgen ziehen wir wieder durch die Klubs, spülen den Dreck aus dem Kabelgraben mit zwei Fässern Bockbier runter, mampfen Zigeunersteaks, bis sie uns aus den Ohren quellen und pinkeln in die Elbe!“ Paul, der in seiner Kojе lag, sah über einen Buchrand hinweg seinen Kameraden an. Im Gegensatz zu Karl hatte Paul mit großem Appetit das Abendbrot eingenommen, in der berechtigten Hoffnung, dass es sein Letztes hier auf diesem Kasernengelände sein würde. Nun standen ihre Kleidersäcke gepackt in der Ecke neben der Tür. Für das erste vernünftige Mittagessen seit einer Woche würden sie morgen auf dem Weg nach Süden extra irgendwo von der Autobahn abfahren.

Karl lehnte an der Brüstung des offenen Fensters und sah in den dichten Kiefernwald, der wenige Meter weiter hinter der Betonmauer begann, die sich um das Kasernengelände zog. Sollte er mit Paul über das Erlebnis reden? Aber mit wem sonst, wenn nicht mit ihm? Im Grunde genommen war Paul der einzige seiner Kameraden, dem er wirklich vertrauen konnte.

„Ich bin heute den Schacht runter geklettert. Mir war der Drehmomentschlüssel runtergefallen. Du weißt doch, wie Günni beim letzten Mal rumgezickt hat, als sie uns den Nusskasten auf der Baustelle geklaut hatten.“

„In den Schacht? Bist du wahnsinnig? Der ist doch irre tief! Wenn du abgestürzt wärst, hätte mir der Fähnrich nicht nur ne Kopfnuss verpasst. Ich musste ihm versprechen, dass ich auf dich aufpasse, weil du immer Mist baust. Womit er

mal wieder recht hatte. Dir darf man echt nicht den Rücken zudrehen, gleich stürzt du dich irgendwo runter!"

„Ich bin nicht gestürzt, sondern an den Steigeisen runter geklettert. Keine Angst, der Schlüssel ist wieder da. Aber ich habe etwas gesehen, was ich wahrscheinlich nicht hätte sehen dürfen. Durch einen kleinen Spalt in einem der Schotts.“

„Jetzt bin ich aber gespannt! Folgt jetzt die Auflösung des Rätsels? Welche Geheimnisse verbergen denn die Katakomben?“

Karl zögerte, aber schließlich sprach er das Ungeheuerliche aus. „Ich habe zwei kleine Kinder gesehen. Kinder mit großen Wunden am Kopf. Sie haben versucht, zu türmen, aber sie wurden wieder eingefangen und mit Elektroschocks und Injektionen ruhiggestellt.“

Das warf Paul, der im Allgemeinen mit beiden Beinen fest im Leben stand, doch ein wenig aus der Bahn und machte ihn unsicher. „Oh ... also ... doch keine Auflösung des Rätsels.“

„Könntest du dir vorstellen, dass die hier Kinder festhalten? Ihnen Löcher in den Kopf schneiden? Ihnen wehtun?“

Paul dachte nach. „Nein, kann ich mir *nicht* vorstellen. Was auch immer du gesehen hast, es muss etwas anderes bedeuten. Man kann denken was man will, aber das Ministerium für Staatssicherheit ist eine staatliche Organisation und der Staat, unser Staat, macht keine Experimente an Kindern oder fügt ihnen ohne Not Schmerzen zu. Ich weiß nicht, aber Diktatoren lassen foltern: Hitler, Pinochet, was weiß ich. Aber hier in der DDR? Kindergärten, Förderung von jungen Müttern, Pionierrepublik, Kinder- und Jugendsportschulen, Gesellschaft für Sport und Technik? Kinder werden in diesem

Staat doch besonders hoch geschätzt und gefördert. Wenn dieser Staat Kinder ... *foltern* würde, wäre alles, wofür diese Gesellschaftsordnung steht, in Frage gestellt. Wenn das herauskäme, würden doch alle, ich meine, *wirklich* alle, auf die Barrikaden gehen! Es muss irgendeine andere Erklärung geben! Vielleicht ist das hier eine medizinische Einrichtung?"

„Paul, die Kinder waren auf der Flucht! Einer der Männer hatte so einen elektrischen Stab. Er hat eines der Kinder mit Hochspannung betäubt, wie man es im Schlachthof mit Schweinen macht! Und dann haben sie den Kindern Injektionen mit dem Selbstschussteil aus dem Chemiepack gesetzt.“

Paul versuchte vergeblich, sich das Gehörte vorzustellen. Diese Injektionspistolen waren Respekt einflößend. Bei der Vorführung während des Grundwehrdienstes hatte sich im Schulungsraum so ein Projektil von allein gelöst. Die Nadel zischte über ihre Köpfe hinweg, prallte an einer angekippten Fensterscheibe ab und blieb vibrierend im Fensterbrett stecken. „Was willst du jetzt tun?"

„Keine Ahnung. Was würdest du tun?"

„Na ja, es geht um eine schwerwiegende Anschuldigung. Vielleicht solltest du, wenn wir zurück sind, mit dem Fähnrich reden. Möglicherweise kann der über den Parteisekretär im Regiment irgendwas herausfinden. Oder vielleicht machst du gleich eine schriftliche Eingabe, am besten beim Kompaniechef. Oder - ich weiß nicht, ob das Sinn macht - du redest mal mit diesem Stasi-Oberst. Der scheint doch im Gegensatz zu diesem verknöcherten Major ganz umgänglich zu sein.“

„Was soll dabei schon herauskommen!"

„In Ordnung, pass auf, schlaf erst mal drüber. Vielleicht siehst du die Sache morgen etwas klarer. Ich persönlich will nur so schnell wie möglich weg von hier. Am Vormittag findet die Abnahme statt, und wenn der weltbeste Lötter unter der Sonne schön sorgfältig gearbeitet hat, dürfen wir gleich danach nach Hause. Dann sehen wir weiter.“

Karl löschte das Licht im Zimmer und legte sich in seine Kojen. Ja, Kinder und Jugendliche wurden in diesem Staat gefördert, aber gern auch gefordert und benutzt. Wenn Erwachsene sich schon kaum gegen das System wehren konnten, welche Chancen hätten dann erst unschuldige kleine Wesen wie die, deren Bilder ihm nicht mehr aus dem Kopf gehen wollten.

Obwohl seine Gedanken um das Erlebte kreisten, schlief er bald ein, denn die Woche und speziell dieser letzte Tag hatten Kraft gekostet. Im Zimmer der Beiden trat Ruhe ein, sodass bald nur noch ihr gleichmäßiges Atmen zu hören war.

In der Kleiderkammer nebenan in einem unscheinbaren Metallgehäuse kurz über dem Fußboden fiel ein Relaiskontakt mit leisem Klicken ab und eine kleine Tonbandspule hörte auf, sich zu drehen.

Am nächsten Morgen standen anders als sonst zwei Wagen vor dem Kasernenblock. Paul und Karl stiegen wie immer in den dunkelblauen *Wartburg* ein, der sie zum Bunkergelände brachte. Ein grüner *Lada*, in dem der Oberst und zwei andere, unbekannte Männer saßen, folgte ihnen. Groß und kräftig gebaut sahen die Beiden nicht gerade wie typische Fernmeldeingenieure aus.

Während Paul den Traktor für die Verladung auf den Tieflader vorbereitete, stieg Karl für die Endabnahme mit den beiden Männern die Treppe in den Schacht hinab. Der

Stasi-Oberst blieb am Wachgebäude zurück, hatte sich eine Zigarette angezündet und sah Paul zu, der gerade dabei war, mit der Hydraulikpumpe den Tieflader abzusenken.

Nach wenigen Augenblicken kam einer der Männer aufgeregt aus dem Schacht geklettert und lief winkend und schreiend zum Wachgebäude. „Schnell! Wir brauchen sofort einen Notarzt! Der Unteroffizier ist in den Schacht gestürzt! Die diensthabende Feuerwache im Objekt soll kommen und Seile und ein Bergungsgeschirr mitbringen!“

Der Oberst warf seine Zigarette vor sich in den Sand, trat sie aus und nickte einem der Wachleute zu, der daraufhin im Wachgebäude zum Telefonhörer griff. Paul ließ den Pumpenhebel los und rannte zum Führerhaus seines LKWs, um die Handlampe zu holen. Dann lief er zum Schacht, aus dem nun auch der andere Mann geklettert kam und sich auf den Schachtrand setzte. Obwohl eben ein Mensch schwer verunglückt war, wirkte er verhältnismäßig ruhig und gefasst.

Paul zwängte sich an ihm vorbei und stieg hastig die Treppe hinab. Der Mann blickte zum Oberst und sah ihn mit erhobener Augenbraue fragend an. Der schüttelte jedoch leicht den Kopf, wandte sich um und betrat das Wachgebäude, um sich das Telefon geben zu lassen.

Paul stand auf dem Podest und leuchtete in den Schacht. Tief unten sah er Karl am Schachtboden liegen, hängte die Handlampe an sein Koppel, schwang sich über den Rand der Plattform und begann, so schnell er konnte an den Steigeisen den Schacht hinabzuklettern. Unten angekommen, kniete er sich neben seinen Kameraden, dessen Kopf unnatürlich abgeknickt war, leuchtete ihm in die starr geöffneten Augen und suchte seinen Puls. Dann setzte er sich neben seinen

Freund, lehnte sich an die Wand und vergrub sein Gesicht in den Händen.

Karl war tot.

Dass irgendwann später der Regimentsarzt vorsichtig den Schacht hinab geklettert kam, von einem Seil gesichert, bemerkte Paul kaum. Alles um ihn herum war wie im Nebel versunken, die Gedanken wie in Watte verpackt. Entsetzen und grenzenlose Trauer hatten Paul überwältigt und das bohrende Gefühl, versagt zu haben. Eigentlich wollte er bei der Abnahme im Betonschacht dabei sein, aber der Oberst hatte Paul zurückgehalten und ihm befohlen, statt dessen den Bagger aufzuladen und alles für die Abreise vorzubereiten. Vielleicht wäre Karl nicht gestolpert, wenn Paul dabei gewesen wäre. Paul hätte ihn aufgefangen oder festgehalten. Er hätte den Unfall ganz sicher verhindern können ...

Später konnte er sich nicht mehr daran erinnern, wie er die Schachtwand hinauf auf die Erdoberfläche und auf den Rücksitz des PKWs gelangt war. Man brachte Paul zurück in die Kaserne. Oberst Brandt, der Paul persönlich begleitete und neben ihm hinten im Wagenfond saß, sprach während der kurzen Fahrt kein Wort. Als der Wagen vor der Eingangstreppe zum Kompaniegebäude stoppte, griff Paul mechanisch nach dem Türgriff, um auszusteigen, doch der Stasi-Offizier hielt ihn zurück.

„Genosse Berger, Sie gehen jetzt in ihr Zimmer und warten dort. Ihre Heimatkompanie wurde verständigt. Ein Fähnrich Lehmann ist hierher unterwegs, um Sie und die Technik abzuholen. Halten Sie sich bereit, der Kripo, die gleich hier sein wird, ein paar Fragen zu beantworten.“

Der Oberst sah ihm in die Augen, so als ob er prüfen wollte, ob Paul mit seinem Schmerz klarkäme. Dann befahl er dem Fahrer, sie für ein Gespräch unter vier Augen allein zu lassen. Der Fahrer stieg aus und setzte sich einige Schritte weiter auf eine Holzbank.

„Ich möchte Ihnen mein Mitgefühl über den Vorfall ausdrücken. Ich weiß, dass sie beide eine feste Kameradschaft verband. Genosse Klinkmüller kam in Ausübung seiner Pflicht ums Leben. Es war ein bedauerlicher Unfall, den Sie nicht zu verantworten haben und sicher auch nicht hätten verhindern können.“

Der Oberst machte eine kleine Pause und senkte seinen Blick auf seine Hände, die er vor dem Bauch gefaltet hielt.

„Wir stehen in einem Krieg, Genosse Berger. Es ist ein kalter Krieg, weil er nicht mit explodierenden Waffen geführt wird, aber der Schaden durch die Erfolge des Feindes ist gewaltiger als die Wirkung irgendeiner beliebigen Kriegswaffe. Sehen Sie doch einmal über die Grenze auf die Bundesrepublik. Wie steht es bei Ihnen mit Westfernsehen, Genosse Berger? Ich will Sie nicht in Verlegenheit bringen, aber die meisten Bürger unseres Landes konsumieren westliche Ideologie und Lebensart über das Fernsehen, daher gehe ich davon aus, dass Sie das ebenso tun. Und auch ich tue es gelegentlich und muss feststellen, dass wir dabei sind, diesen Krieg zu verlieren. Sehen Sie sich um: Statt freiwilligen Verzichts zugunsten der Gemeinschaft gibt es überall nur kleinliches Streben nach immer mehr und bunterem Tand. Das Westfernsehen weckt Begierde nach Dingen, die unsere Wirtschaft nie schnell genug wird nachliefern können. Man hechelt nach japanischen Farbfernsehern, westdeutschen Autos, amerikanischen Hosen, getrieben durch die

kapitalistische Ideologie des Konsums. Es ist ein Wettlauf, bei dem es darum geht, Anschluss an eine Welt zu halten, die sich aufgrund der Macht- und Profitgier des Kapitalismus in immer schnelleren Spiralen bewegt. Denken Sie bloß an die Entwicklung der Mikroelektronik. Und die Bürger, unsere Bürger, wollen teilhaben an dem, was in kleinen Portionen über den antifaschistischen Schutzwall schwappt, der längst kein Schutzwall mehr ist. Aber der Kommunismus, den wir anstreben, verlangt nach einem Menschen neuen Typus. Es geht um das Leben für die Gemeinschaft, als Gleicher unter Gleichen und um Aufopferung für die Gemeinschaft."

Der Oberst hatte sich in Rage geredet. Paul erkannte an dessen flackerndem Blick den brodelnden Fanatismus, der sich hinter der Alltagsfassade verbarg. Paul hasste Fanatiker. Egal, worum es ging, ob Fußballfan, bedingungsloser Sportler, glühender Kommunist, eines blieb immer gleich: An irgendeinem Punkt schien bei solchen Leuten der Teil der Großhirnrinde, in dem die Vernunft saß, seine Arbeit einzustellen. Bei einem Offizier des MfS konnte das besonders gefährlich werden. Abgesehen davon verstand Paul nicht so recht, worauf der Offizier eigentlich hinaus wollte.

"Ich habe die Akte Ihres Vaters gelesen. Wussten Sie, dass man ihn aufgrund seiner überragenden Führungsqualitäten ins Zentralkomitee berief? Ihr Vater lehnte ab, weil er zufrieden war mit dem, was er hatte. Er ist nicht Mitglied in der SED, aber das Werk, das er als Betriebsleiter führt, eilt von einer Übererfüllung des Plans zur nächsten. Er schafft es, die Arbeiter zu motivieren. Er ist beliebt. Er dient der DDR in einem viel stärkeren Maße als jeder mittelmäßige Parteisekretär, weil er seine Leistungen durch

Begeisterung für die Sache erbringt und nicht, weil es ein Parteiprogramm von ihm verlangt. Er ist ein ehrlicher und geradliniger Mann, der sich nach dem Krieg für die Hälfte Deutschlands mit der gerechteren Gesellschaftsordnung entschied. Und Sie, Genosse Berger, sind nach ihm geraten. Sie waren als Pionier fast nur Klassenbester, hatten die Funktion des Agitators, später in der FDJ Mitglied und treibende Kraft in diversen politischen Singeklubs. Es gibt in den Akten nur allerbeste Einschätzungen und Prognosen zu Ihrer Person. Auch Sie lehnten das Angebot auf Aufnahme in die SED ab. Aber, Sie tun trotzdem oder gerade deshalb viel mehr für den Sozialismus als mancher Alibi-Genosse. Sie tun es aus sich heraus und aus ehrlichem Interesse an der Gerechtigkeit. Weil Sie die Sache, um die es geht, verstanden haben."

Paul wunderte es nicht, dass der Stasimann einiges über ihn und seine Familie wusste. Aber ganz so, wie es der Oberst interpretierte, stellte sich der Sachverhalt dann doch nicht dar. Als Schulkind bat man ihn intensiv darum, eine der führenden Leitungsfunktionen innerhalb der Pioniergruppe zu übernehmen. Er übernahm freiwillig die Aufgabe des sogenannten *Agitators*, da er so immer nur für die Gestaltung der Wandzeitung verantwortlich war - wobei es ihm ganz gut gelang, die Arbeit zu delegieren. Natürlich war er Mitglied in einem Singeklub, jedoch weniger aus Interesse am Musizieren und Singen, sondern vor allem weil die meist an Wochenenden stattfindenden Singetreffen eine unerhört günstige Gelegenheit darstellten, am Lagerfeuer Mädchen anzubaggern. Welcher Idiot glaubt denn ernsthaft, dass ein pubertierender Jugendlicher sich für irgendetwas mehr als für das andere Geschlecht interessiert? Im Übrigen bestand

sein besonderes Engagement darin mit dafür zu sorgen, dass all diese platten Arbeiter-Kampflieder nach dem Muster *Die Partei, die Partei, die hat immer recht* aus dem Repertoire flogen und durch viele dieser oft sehr doppelbödigen Friedenslieder ersetzt wurden.

Der Oberst schwebte in den Sphären der Herrschaftshierarchie, in denen die Granden längst nicht mehr in der Lage waren, zwischen ihren selbst konstruierten Märchen und Fantasien und der Realität zu unterscheiden. „Menschen wie Sie, Ihr Vater und ich werden vielleicht eines Tages das Zünglein an der Waage sein, wenn es zum Endkampf der Gesellschaftssysteme kommt. Versuchen Sie, möglichst bald über den Tod ihres Kameraden hinwegzukommen und gehen Sie Ihren Weg so geradlinig weiter wie bisher.“

Der Oberst machte eine längere Pause, offenbar um Paul Zeit zu lassen, das Gesagte zu verarbeiten. Paul hatte die Worte verstanden. Es klang jedoch etwas an, jedenfalls nicht in Form von Worten, das Paul beunruhigte. Der Zweck des Gesprächs bestand nur vordergründig darin, ihn über den verlorenen Freund hinweg zu trösten.

„Nun gut, ich möchte mich trotz des Vorfalls für die von ihnen geleistete Arbeit bedanken. Ich habe mich bereits entsprechend lobend bei ihrem Regimentskommandeur geäußert. Gehen Sie jetzt bitte auf Ihre Stube und warten Sie dort, bis Sie von Fähnrich Lehmann abgeholt werden. Auf Wiedersehen!“

Paul empfand es als ungewöhnliche und befremdliche Geste, als ihm der Oberst zum Abschied die Hand reichte.

Nur noch Ruinen

Juri hatte vergessen, seine Zigarette anzuzünden. „Äh, ist dir nie der Gedanke gekommen, dass die Typen von der Stasi beim Sturz von deinem Kumpel nachgeholfen haben könnten?“

„Damals jedenfalls nicht. Ich meine, wir waren Angehörige der bewaffneten Organe, sozusagen Kollegen, auch wenn *meine* wichtigste Waffe der Lötkolben war. Man bringt sich nicht gegenseitig um, wenn der gemeinsame Feind eigentlich hinter dem Eisernen Vorhang sitzt. Es war für mich undenkbar, dass die Stasi einen NVA-Soldaten um die Ecke bringt, wenn es immer noch die Option des Einsperrens gibt.“

Nachdem mit der Wende einiges über die Methoden des MfS bekannt wurde, kamen bei mir die ersten gründlichen Zweifel. Ich machte Karls Eltern ausfindig und rief sie an. Sie hatten bereits Einsicht in die Ermittlungsergebnisse der Kripo Oranienburg beantragt, aber die Akten waren schon 1984 von der *Hauptabteilung 22* angefordert und nie zurückgegeben worden. Leider ließ sich auch bei der *Gauck-Behörde* nichts zu dem Vorgang finden. Karls Eltern waren daher überglücklich, als ich mich unverhofft bei ihnen meldete. Damals löste man gerade fast alle dieser Luftabwehrregimenter in den Wäldern um Berlin auf. Karls Eltern erwirkten über die Teilnehmer am *Runden Tisch* eine erneute Untersuchung des Falls durch die Kripo. Ich wurde für eine Befragung zu dem Unfall zu einem Vororttermin bestellt. Dieser Major Müller war damals noch da, er konnte oder wollte jedoch nichts zu den Bunkern auf dem abgesperrten Abschnitt sagen. Das Objekt hatte direkt der Stasi unterstanden und die hätten das Gelände angeblich

schon im Herbst 89 verlassen. Ich habe die Ermittlungsbeamten und Karls Eltern zu dem Schacht geführt, in dem Karl ums Leben gekommen war. Sie nahmen den Schacht unter die Lupe, während ich von unserer Arbeit erzählen musste und wie ich den Unfall erlebt hatte. Ich berichtete auch von Karls Beobachtungen am Vorabend seines Todes und von seinen Vermutungen. Später wurde das Innere der Bunkeranlage gemeinsam von der Kripo und den Leuten aus einem Bürgerkomitee untersucht, aber scheinbar nichts Verdächtiges gefunden.

Man muss vielleicht dazu sagen, dass es damals so eine Art von Pogromstimmung und haufenweise Gerüchte und Übertreibungen über die Stasi gab. Die Geschichte von den Kindern erschien da nicht gerade glaubwürdig. Weil in den Stasidateien keine Hinweise über einen Oberst Brandt oder über die geheime Anlage gefunden wurden, sind die Untersuchungen wenig später wieder eingestellt worden. Es ist durchaus möglich, dass Karl wirklich nur durch einen Unfall ums Leben kam und dass es eine harmlose Erklärung für die Kinder im Bunker gibt. Die Wende war eine Zeit, in der viele Menschen einfach ihre Vergangenheit abschüttelten. Die Sache mit Karl hatte mich bis dahin unheimlich belastet. Mit der DDR schloss sich dieses Kapitel auch für mich."

Juri, der sich mittlerweile der Zigarette zwischen seinen Lippen wieder bewusst geworden war, zündete sie endlich an und nahm einen tiefen Zug. „Eines ist mir allerdings immer noch nicht ganz klar. Was hat deine Geschichte mit dem Feuer hier vor der Tür zu tun?"

Paul räusperte sich und liefert dann die Erklärung, indem er etwas leiser fortfuhr. „Es ist nur so ein blöder Gedanke, aber die Narben, die man bei den zwei Verrückten von eben

seitlich auf dem Kopf sehen konnte, hatten die Form eines spitzwinkligen Dreiecks. Ungefähr so, wie Karl damals die Narben der Kinder beschrieben hatte. Und vom Alter her könnte es auch passen ..."

Paul kniff die Augen leicht zusammen und sah Juri abwartend an. Der benötigte einige Augenblicke zum Nachdenken, bis er anfang, die Konsequenz des Gesagten zu verstehen.

„Moment mal! Willst du damit andeuten, dass fünfzehn Jahre nach der deutschen Einheit eine von der Stasi aus unschuldigen Kindern herangezüchtete Selbstmördertruppe plötzlich aus der Versenkung auftaucht, um ein politisches Attentat zu verüben?“

Paul zuckte schweigend seine Schultern und sah durch das Fenster dem Treiben auf der Chaussee zu.

„Willst du dem Herrn, der eben an unserem Tisch war, davon erzählen?“

„Ich glaube nicht, dass es Sinn macht. Es ist ja auch nur so ein Gedanke von mir. Ich meine, wir beide waren Zeugen des Unglücks. Völlig unbeeindruckt von den Ereignissen, liefern wir den Ermittlungsbehörden zusammen mit der minutiösen Beschreibung des Tatherganges auch gleich noch eine absolut glaubwürdige Lösung des Falls. Die Täter wurden vom nicht mehr existenten Ministerium für Staatssicherheit geschickt, das nun endlich nach all den Jahren zum vernichtenden Schlag gegen die bundesdeutsche Grundordnung ausholt. *„Schade, dass sie ihre Geschichte nicht beweisen können, Herr Berger, aber wir glauben ihnen selbstverständlich aufs Wort. Lassen sie doch die nächsten Tage etwas ruhiger angehen. Und rufen sie uns nicht an - wir*

rufen Sie an, sollten wir noch Fragen haben! ' Würdest du als Ermittlungsbeamter mir glauben?"

„He, natürlich würde ich das! Ich kenne dich ja schließlich schon seit fast zehn Jahren!“

Paul grinste Juri an. „Sag mal, hättest du Lust auf eine Führung durch ein ehemaliges Flugabwehrregiment der Nationalen Volksarmee?“

Juri riss die Augen auf. „Wenn du mir auch einen dieser Bunker von innen zeigen kannst, dann bin ich dabei!“

„Pass auf: Wenn wir unsere Fahrtroute ein wenig anders legen, kommen wir an dem Waldgebiet mit den alten Raketenstellungen vorbei. Ein kleiner Abstecher kann eigentlich nicht schaden, wenn wir nicht gerade dem Revierförster in die Arme laufen. Soweit ich weiß, ist das Gelände verlassen und die einzigen Hindernisse sind Schilder, die das Betreten und Befahren verbieten.“

„Seit wann halten uns Verbotsschilder auf?“

„Nur wenn sie sich uns quer vor die Räder werfen.“

Nach einer knappen Stunde Fahrt über immer löchriger werdende Landstraßen erreichten sie ein großes zusammenhängendes Waldgebiet, dicht bewachsen mit den für die Mark Brandenburg typischen Kiefernbeständen. Paul bremste unvermittelt ab und bog von der Landstraße in einen Waldweg ein. Nach wenigen Metern versperrte eine verrostete Stange den Weg, deren ehemals rot-weißer Anstrich fast nicht mehr erkennbar war. An der geschlossenen Schranke führten rechts und links schmale Trampelpfade vorbei. Ein Verkehrszeichen „Einfahrt verboten“ aus Aluminium, das offensichtlich noch aus DDR-Zeiten stammte und dessen Farbe fast komplett abgeblättert war und nur am Rand noch die

Andeutung eines roten Ringes aufwies, unterstrich deutlich: Gäste waren hier einmal unwillkommen.

Paul stoppte vor der Schranke, schob das Visier seines Helmes auf, wartete, bis Juri neben ihm zum Stehen kam und deutete auf das Schild. „Ich kann nicht erkennen, was das für ein Verkehrszeichen sein soll. Was meinst du, gesperrt für Busse?“

Juri zuckte mit den Schultern und erwiderte. „Sicher ein Überholverbot! Ich bleib ab jetzt mal lieber hinter dir, falls das Gelände hier noch vermint ist.“

„Die einzigen Tretminen hier hat Försters Lumpi abgelegt.“ Paul klappte sein Visier wieder herunter, legte den ersten Gang ein und balancierte auf dem schmalen Pfad zwischen den jungen Kiefern an der Schranke vorbei, rollte hinter der Schranke wieder auf dem Waldweg und riss den Gasgriff auf. Die Enduromaschine schoss mit röhrendem Motor davon, während die groben Stollen des Geländereifens eine Schmutzfontäne nach hinten warfen.

Juri, der sich augenblicklich im Inneren einer Staubwolke wiederfand, jagte Paul hinterher. Sie fuhren einige Kilometer auf verschiedenen Waldwegen und bogen schließlich auf eine mit Betonplatten befestigte Straße ein. Rechts neben der Straße befand sich das Kasernengelände, das noch immer von einer gut zwei Meter hohen Mauer aus Betonteilen und verrostetem Stacheldraht umzäunt wurde. Nach einigen Hundert Metern hielt Paul vor dem Eingang zum ehemaligen Flugabwehrregiment an. Das Stahltor lag aufgebrochen zusammen mit dem *Betreten-verboten*-Schild an der Seite neben dem Wachgebäude, bei dem die Fenster und die Außentüren samt Rahmen fehlten und Teile der Inneneinrichtungen auf dem Rasen lagen. Alle Dinge von Wert waren gestohlen worden -

der Rest dem Vandalismus zum Opfer gefallen. Zerbrochene Holzstühle und Tische, ein alter Schwarzweiß-Fernseher mit eingeschlagener Bildröhre, brauner Rost überall dort, wo Soldaten früher regelmäßig frische Farbe auftragen mussten. Auf den Straßen und Gehwegen zwischen den Gebäuden hatte der Frost große Stücke aus dem Beton gebrochen und Gras wuchs in den Fugen der Gehwegplatten. Am Eingang des Stabsgebäudes schräg gegenüber der Torwache lag eine Tafel im Gras, auf der noch die Fotos der Sieger des letzten Regimentswettbewerbs klebten:

Beste Kompanie des Monats: 3. Kompanie

Bester Offizier des Monats: Unterleutnant Kunze.

Dieser Anblick manifestierte die Endgültigkeit des Untergangs der DDR deutlicher, als alles bisher wahrgenommene. Paul hatte diese Militäreinrichtung gehasst. Doch warum konnte er beim Anblick der Überreste keinen Triumph empfinden?

Die Erinnerungen an seinen kurzen Aufenthalt hier gemeinsam mit Kurt drängten mit aller Macht in ihm hoch und ballten einen dicken Kloß in seinem Hals. Er sah sich, in militärischer Formation mit den anderen Soldaten zum Essen marschieren, sah sich in der Morgendämmerung mit braunem Trainingsanzug mit einem Panzerkettenglied an ausgestreckten Armen Kniebeugen machen, sah die Stube im zweiten Stockwerk vor sich, aus deren offenem Fenster er und Karl am Abend schweigend den Geräuschen im Wald gelauscht hatten, sah die Wachmannschaft am Eingang, an der Umgrenzungsmauer und am Munitionsbunker mit umgehängter Maschinenpistole patrouillieren.

Als Paul seinen Dienst in der NVA ableistete, hatte dort jedes Ding seinen Platz und alles eine Ordnung, die

angeblich einem höheren Prinzip diene. Die Waffen waren mächtig, das Selbstbewusstsein grenzenlos und der Sozialismus ewig und unbesiegbar. Die Nationale Volksarmee war der Garant dafür, so hieß es, dass man allen äußeren Gefahren des Staates entschlossen entgegen treten würde. Ein Sieg stand außer Frage!

Nach der Wende und mit der Vormachtstellung der Einheitspartei verendete auch die NVA als politisches Gebilde, wurde ohne Übergang nutzlos und nach der deutschen Einheit von der Bundeswehr ohne viel Aufhebens assimiliert. Was blieb am Ende im Rückblick? Hatten die Soldaten einen Teil ihres Lebens für die Sicherung des Friedens oder für eine überflüssige Demonstration von am Ende nicht vorhandener Macht vergeudet? Hatte es angesichts des tödlichen Arsenal an Atomwaffen beiderseits des Eisernen Vorhanges und angesichts sowjetischer Panzertruppen im Land überhaupt einer *friedenssichernden* Volksarmee bedurft?

Für einen Moment fühlte Paul in sich hinein. Kam da jetzt so etwas wie Wehmut über eine verloren gegangene Vergangenheit in ihm auf wie scheinbar bei so vielen Zeitgenossen im Osten? Lag es am mit der Zeit zunehmend unschärfer und unkritischer werdenden Rückblick auf die ostdeutsche Identität? Nein, DDR-Sentimentalität existiert für Paul nicht, auch wenn der kritische Blick auf das Hier und Jetzt sehr individuelle Gewinne und Verluste für jeden Einzelnen aufzeigte. Diejenigen, die der DDR nachtrauerten oder wenigstens bei der einen oder anderen Gelegenheit überzeugt waren, dass vieles *früher besser war*, wollten im Grunde nicht die DDR, sondern ihre eigene Würde und ihre gelebte, gearbeitete Vergangenheit zurück - ungeachtet des Umstandes, dass vielen von ihnen die Würde bereits in der

DDR abhanden kam. Was wären denn entscheidende Faktoren für Glück oder wenigstens für Zufriedenheit der Menschen im Osten? Was wiegt schwerer als Arbeitslosigkeit und die Angst um den Arbeitsplatz, keine Aussicht auf Besserung der eigenen wirtschaftlichen Lage, Angst vor dem sozialen Fall ins Bodenlose, zerfallende zwischenmenschliche Netzwerke und Wegzug von Kindern und Freunden? War die Gesellschaft durch die Wende wirklich freier und gerechter geworden oder hatte sich nur das animalische Prinzip den Weg gebrochen: Das Gutartige siegt nicht über das Bösertige, sondern das Starke siegt immer über das Schwache. Realer Sozialismus wurde eingetauscht gegen realen Kapitalismus. Echte Freiheit? Gerne, aber nur für denjenigen, der sie finanzieren kann. Eine gerechtere Gesellschaftsordnung? Eine hoffnungslose Utopie, von Träumern ersonnen, ohne die Rechnung mit dem Wirt zu machen, dem erbarmungslosesten aller Raubtiere: dem realen Menschen.

Paul legte den ersten Gang ein und rollte langsam durch das Tor auf das Gelände. Hinter der Wache lag abseits der Munitionsbunker, vor dessen offener Stahltür eine der alten, grünen Munitionskisten aus Holz lag, leer. Was hatte wohl die Kiste bis zu dem Tag der Räumung enthalten? Paul fuhr langsam weiter und zwischen den ehemaligen Kompaniegebäuden hindurch bis zu dem Plattenbau, in dem man ihn und Karl damals untergebracht hatte, und hielt an, um sein Motorrad abzustellen und auf Juri zu warten. Dann stiegen die beiden die Eingangstreppe hinauf und betraten das Gebäude. Wie bei den meisten der alten Plattenbauten hatte der rostende Armierungsstahl begonnen, die Betonwände aufzutreiben. Feuchtigkeit drang durch die zerschlagenen Fenster, aus

Rissen im Dach und in den Wänden, auf denen sich großflächig Schimmel ausbreitete.

Das langgestreckte Gebäude besaß auf jeder seiner vier Etagen einen zentralen Mittelgang. Rechts und links des Ganges führte eine lange Reihe von Türen zu den Soldatenstuben. Jeweils das erste Zimmer zum Treppenaufgang hin diente früher als Büro des *Unteroffiziers vom Dienst*. Durch ein Schiebefenster aus Glas musste sich damals jeder, der die Kompanie einzeln verließ, abmelden und beim Betreten wieder anmelden. Es folgten die Büros der Offiziere und des Hauptfeldwebels, denen sich die Waffenkammer und die Kleiderkammer anschlossen. Die Wasch- und Toilettenräume lagen am Ende des Ganges. Da es Duschen nur zentral auf dem Kasernengelände in einem großen Raum des Heizhauses gab, durfte damals einmal pro Woche jede Kompanie mit Handtüchern und Seife bewaffnet geschlossen dorthin marschieren.

Paul stieg über die Betontreppe, dessen stählernes Treppengeländer abhandengekommen war, in den zweiten Stock. Die Stube, die Paul suchte, befand sich gleich hinter der Kleiderkammer. Er schob die Tür auf und betrat den Raum. Nichts erinnerte mehr daran, wie es zu seiner Zeit ausgesehen hatte. Die Wände waren in den späteren Jahren in einer anderen Farbe neu gestrichen worden, die eisernen Gestelle der Etagenbetten fehlten. Nur die alten Spinde aus graulackierter Spanplatte standen noch an der Wand. Paul schritt vorsichtig über die auf dem Boden verstreuten knirschenden Glassplitter zum Fenster und sah hinaus.

Juri beschäftigte sich in der Zwischenzeit mit den anderen Räumen. Die Tür der Waffenkammer hing noch in ihren Angeln. Offenbar war es den Schrottdieben zu schwergefallen, die

massive Stahltür aus den Scharnieren zu heben. Auch die Gittertür existierte noch, als zusätzlicher Schutz noch vor der Stahltür angebracht und jeden Abend vom Hauptfeldwebel mit roter Knete und einem *Petschaft* als Stempel versiegelt. Die Waffenkammer selbst schien bis auf ein paar Holzregale leer zu sein. Schräg gegenüber auf der anderen Seite des Ganges lag die Kleiderkammer. Auch hier standen noch mehrere Reihen von breiten, massiven Holzregalen, gleichmäßig im Raum verteilt und leer. Die Scherben einer Leuchtstofflampe lagen auf dem Boden, während das Elektrokabel, an den Überresten der Kabelschellen zu erkennen, mitsamt dem Lichtschalter abgerissen und mitgenommen worden war.

Ein an der Wand zum Nebenzimmer dicht über dem Fußboden angebrachter unscheinbarer Metallkasten, von Juri fast übersehen, weckte sein Interesse. Um ihn ganz unten in Fußbodenhöhe befestigen zu können, war extra ein Stück der Scheuerleiste aus Gips entfernt worden. Das Gehäuse schien noch unbeschädigt zu sein, die Klappe mit einem Sicherheitsschloss verriegelt. Juri sah sich im Raum nach einem geeigneten Stemmwerkzeug um, konnte jedoch nichts finden, mit dem sich die Tür des Kastens hätte aufhebeln lassen. Also entschloss er sich, es zunächst ohne rohe Gewalt zu versuchen, griff nach seinem Schlüsselbund und kniete sich auf den Boden. Juri besaß einen kleinen, flach zurechtgefeilten Schlüssel, den er als Dietrich und Nachschlüssel nach dem Verlust des Originals zum Öffnen seines Briefkastens verwendete. Er brauchte doch einige Zeit, bis die ostdeutsche Schlosstechnik ihren Widerstand aufgab. Juri öffnet den Kasten, betrachtet den Inhalt, stieß einen Pfiff durch die Zähne aus und rief nach Paul, der schon draußen im Gang vor der Tür wartete.

„Du hast damals mit deinem Kumpel im Nachbarzimmer gewohnt, oder?“

Paul bejahte es.

„Hat man euch dieses Zimmer zugeteilt, oder konntet ihr es euch aussuchen?“

„Aussuchen? Das hier war kein Hotel! Warum fragst du?“

„Würdest du so freundlich sein und mal die Nase in dieses reizende Kästchen stecken?“ Juri stand auf, um Platz zu machen. „Und dann würde ich gern von dir hören, was du meinst, was das da ist.“

Paul kniete sich auf den Fußboden und untersuchte den Kasten. Dann sprang er auf und lief in das Nachbarzimmer zurück. Als Juri hörte, wie Paul mit den Stahlkappen seiner Motorradstiefel auf der anderen Seite die Wand bearbeitete, folgte er ihm in den anderen Raum. Mittlerweile war es Paul gelungen, ein Stück der Scheuerleiste zu entfernen, hinter der das schwarze, verdrehte Adernpaar eines Kabels mit einem winzigen metallenen Knopf am Ende zum Vorschein kam.

Juri schien nicht überrascht zu sein. „Dachte ich es mir doch. Wo die Stasi wohnt, sind die Wanzen nicht fern.“

Paul war blass geworden. Auf dieser Seite war das Mikrofon, auf der anderen Seite der Wand im Kasten ein kleines Aufnahmegerät. Hatte Karl möglicherweise doch sein eigenes Todesurteil auf Band gesprochen? Aber warum traf es nur ihn? Auch er, Paul, war ein Mitwisser. Hatte ihm seine laut geäußerte Skepsis das Leben gerettet?

Juri schüttelte den Kopf. „Warum haben die das Zeug nicht entfernt, als sie das Gelände geräumt haben? Die Jungs waren doch sonst angeblich so taff?“

„Die hatten, als sie das Feld räumen mussten, wahrscheinlich andere Prämissen und sicher auch nicht genug

Zeit. Was meinst du, warum so viele Stasi-Akten erhalten geblieben sind? Die Jungs sind einfach an ihrer Sammelwut gescheitert. Es war viel zu viel kompromittierendes Material vorhanden, als dass alles hätte rechtzeitig beseitigt werden können. Die Wanze hier beweist ja im Grunde gar nichts, nur dass die Möglichkeit zum Abhören bestand. Es reicht nicht aus, um einen von denen in die Pfanne hauen zu können."

Paul riss das Kabel mit dem Mikrofon aus der Wand, richtete sich auf und sah Juri ernst an. „Karl war ein prima Typ, total in Ordnung. Wenn er noch leben würde, hätte er inzwischen eine nette Frau geheiratet, wäre ein guter Vater für seine Kinder und würde in einem schönen Haus wohnen. Ich will jetzt endlich Klarheit. Wenn ihn jemand auf dem Gewissen hat, will ich wissen, wer es war. Und ich würde einiges dafür geben, wenn es möglich wäre, die Typen zur Strecke bringen."

Paul steckte die Wanze in seine Jacke. „Und jetzt will ich in den Bunker!"

Der Bunker

Die Bunkeranlage sah fast noch genauso aus, wie Paul sie in Erinnerung hatte. Von dem hohen Streckmetallzaun stand noch ein großer Teil rings um das Gelände. Das Tor im Zaun war mit roher Gewalt eingedrückt worden und lag neben der Durchfahrt. Das kleine Wachgebäude befand sich in dem gleichen erbärmlichen Zustand wie die Gebäude im Regiment. Paul und Juri fuhren auf dem Plattenweg durch die Toröffnung im Zaun und hielten neben dem Wachgebäude an.

„Dort drüben ist der Einstieg zum Versorgungsschacht. Zum regulären Bunkereingang geht es hier entlang.“ Paul deutete in die Richtung, in die der Plattenweg verlief und in einigen Hundert Metern in einer Senke verschwand. „Lass es uns zuerst dort versuchen.“

Sie folgten dem Weg in die Senke und kamen zu einem quadratischen, betonierten Platz mit einem noch deutlich erkennbaren Landekreuz für Hubschrauber. Große stählerne Hangartore, in den abgetragenen Hügel eingelassen, führten in das Innere der Anlage. Die offenen Tore erlaubten einen Blick in die große Halle dahinter. In dem in die Hügellandschaft gegrabenen Hangar hätten neben einem Transporthubschrauber noch mehrere Lastwagen Platz gefunden. Paul und Juri fuhren mit ihren Motorrädern in die leere Halle hinein und stellten sie ab. Auf beiden Seiten im Innern befanden sich Türen, die zu ehemaligen Büro- und Lagerräumen führten. Auf der Rückseite stand eine Tür offen, die den Blick auf einen Gang freigab, der tiefer in den Hügel hineinführte und sich in der Dunkelheit verlor. Paul kramte aus seinem Gepäcksack, den er mit Gummibändern quer

auf der Sitzbank festgemacht hatte, eine Taschenlampe und Ersatzbatterien hervor. „Gehen wir beide, oder willst du bei den Motorrädern bleiben?“

„He Mann, die Chance, einen unheimlich unheimlichen Stasibunker zu besichtigen, lass ich mir doch nicht entgehen!“, antwortete Juri, der nun ebenfalls eine Taschenlampe hervorgeholt hatte. „Außerdem habe ich Angst alleine.“

„Prima, ich nämlich auch. Na, dann los!“

Der Gang endete bereits nach etwa zwanzig Metern. Links und rechts führten Türen zu ehemaligen Aufenthalts- und Ruhesektionen. Ein Kommunikationsraum hatte offenbar Funktechnik und die Steuerkonsolen für Raketenwerfer enthalten, wie aus den Beschriftungen an Türen und Wänden hervorging, aber auch hier fehlte die ursprüngliche Einrichtung. Außerdem fanden die beiden noch eine ehemalige Werkstatt sowie die Toilette, in der noch die einzelnen Kabinen mit den Klosettschüsseln existierten, während Wasserrohre und Waschbecken verschwunden waren. Nachdem sie alles gründlich abgeleuchtet hatten, gingen sie wieder zu ihren Motorrädern im Hangar zurück.

„Nicht gerade sehr beeindruckend.“ Juri hatte offensichtlich andere Vorstellungen von einer Flugabwehr-Gefechtsstellung. „Die Betondecke hier ist nicht mal bombensicher. Wenn die Amis einen Bunkerbrecher abwerfen, bleibt hier unten nicht viel übrig.“

„Die Hangars dienten hauptsächlich dazu, die Raketenwerfer vor den Spionagesatelliten verbergen. Der Feind sollte über die Anzahl der tatsächlich vorhandenen Raketen im Unklaren gehalten werden. Die Flugabwehrstellungen hier in dem Waldgebiet dienten zum Schutz der Regierungsgebäude in

Berlin und Wandlitz. Überleg mal: Der kürzeste Weg für einen massiven Luftangriff hätte von Westen her über Braunschweig und Magdeburg geführt. Bei zweihundert Kilometern Luftstrecke wären den Jungs hier sechs Minuten Zeit geblieben, die Raketen zum Abschuss vorzubereiten. Genug Zeit, um die Lafetten aus den Unterständen zu fahren und auf den Knopf zu drücken, glaub mir. In den Wäldern um Berlin herum existieren Hunderte von alten Raketenstellungen."

"Na schön, und jetzt?"

Paul dachte nach. „Es passt nicht zusammen! Wir sind einschließlich Hangar höchstens dreißig Meter in den Hügel hinein vorangekommen. Der Versorgungsschacht liegt aber mindestens dreihundert Meter von hier. Ich bin mir sicher, dass wir nur einen kleinen Teil der Anlage gesehen haben."

"Aber wir waren in jedem Raum und haben jede Tür geöffnet. Nirgendwo war ein Durchgang zu weiteren Räumen zu erkennen. Vielleicht sollten wir es über den Versorgungsschacht versuchen, von dem du erzählt hast?"

Paul schüttelte zweifelnd den Kopf. „Den können wir uns zwar ansehen, aber soweit ich mich erinnere, gab es nur eine Tür, die vom Schacht aus in die Anlage führte, aber die war von innen verriegelt und von der Sorte *druckdicht und explosionsgeschützt*. Und davor kommt noch als erstes Hindernis die Luke im Waldboden. Um da überall durchzukommen, würden wir einen Schneidbrenner brauchen. Außerdem fuhren die Stasitypen damals, nachdem sie uns am Wachgebäude abgesetzt hatten, immer hierher weiter. Und einen anderen Hangar gibt es nicht innerhalb des abgezaunten Bereichs." Paul rieb sich nachdenklich die Nase. „Wir müssen es übersehen haben. Waren wir wirklich in jeder Ecke? Haben wir jeden Raum gründlich untersucht?"

„Alle gründlich, außer einen.“ Juri kniff ein Auge zusammen. „Ich glaub aber nicht, dass es ein Oberst für würdevoll gehalten hätte, sein Refugium durch ein Klo zu betreten.“

Paul knipste seine Taschenlampe an. „Lass uns trotzdem noch mal nachschauen.“

Aber auch bei genauerer Untersuchung der Holzverschläge auf der Toilette ließ sich keine verborgene Tür finden. Wieder kehrten sie unverrichteter Dinge zu ihren Motorrädern zurück. Juri begann, sich die unvermeidliche Zigarette zu drehen, während Paul einen Schluck aus einer Wasserflasche nahm, die er aus dem Tankrucksack zog. „Ich denke jetzt einfach einmal laut nach. Also, 1984 legen Karl und ich zwei dicke Bleimantel-Koaxial-Fernkabel ins Gelände. Damit hätten hier Tausende Telefone gleichzeitig klingeln können. Die Frage ist, wozu brauchten die hier so viel Bandbreite? Ich glaube nicht, dass man hier eine geheime Vermittlungsstelle betrieben hat, denn nicht weit von hier gab es ein eigenes unterirdisches Fernmelde-Knotenamt. Von da wurden ja die zwei getrennten Kabelstränge hierher verlegt. Wenn ich darüber nachdenke, war es Schwachsinn, denn wenn die Stromversorgung im Knotenamt ausfällt, sind trotz Redundanz beide Fernkabel auf einmal tot. Angenommen also, hier befand sich keine Vermittlungsstelle. Wozu außer für Telefone hätte man 1984 Koaxleitungen noch verwenden können?“ Paul richtete jetzt seine Frage direkt an Juri, der gedankenverloren den Rauchkringeln hinterher sah.

„Tja, ist doch ganz einfach, entweder fürs Kabelfernsehen oder zum Surfen im Internet!“

„Internet? 1984?“

„Na schön, aber es gab sicher auch im Osten schon Netzwerke zwischen Großrechnern. So ein Netzwerk brauchst du zum Beispiel, wenn du viele Daten austauschen musst oder komplizierte Dinge ausrechnen willst, aber dein Rechner ein bisschen schmal auf der Brust ist. Es war damals schon möglich, die großen Maschinen mit Ihren Jobsteuerungen über Netzwerke zu Clustern zusammenzustöpseln. Haben aber wahrscheinlich nur die Militärs für ihr geheimes Zeug genutzt. Oder die NASA.“

„Dann müsste ja hier irgendwo unter der Erde ein Raum sein, in dem damals möglicherweise ein Großrechner stand. Und den bekam man in den achtziger Jahren nicht so eben durch eine simple Haustür geschoben. Was bedeutet, dass wir nicht nach einer normalen Tür, sondern eher nach einem Tor suchen müssen. Der Gang nach hinten ist eigentlich schon fast zu niedrig oder zu schmal für große Rechnerschränke. Also, nehmen wir einmal an, ein LKW fährt mit einer dicken Ladung Großrechnerschrott bis hierher in den Hangar, dann müsste es eigentlich ab hier einen breiten Gang in diese Richtung geben.“ Paul wies mit dem Zeigefinger auf eine der Betonwände des Hangars und in die Himmelsrichtung, in der sich ungefähr der Versorgungsschacht befand.

Die Wand wies auf den ersten Blick keinerlei Besonderheiten auf, wenn man von der großen, etwa zwei Meter breiten und einen Meter hohen Holztafel absah, die mit massiven Schrauben an der Wand befestigt war. Es war einer dieser typischen Tafeln aus weichem Holz, mattschwarz gestrichen, mit einer weißer Überschrift DIENSTPLAN versehen, an die mit Reißzwecken Zettel angepinnt werden konnten. Paul trat dicht an die Tafel heran und nahm sie genauer in Augenschein. Dann ging er zwei Schritte zurück

und konzentrierte sich auf den Abschnitt der Mauer, der von der Tafel nicht bedeckt wurde.

„Yo, das isses.“ Paul stellte sich wieder an die Wand, strich mit der Hand über den Betonputz und klopfte mit dem Fingerknöchel darauf herum. „Punkt eins: Die Tafel ist für meinen Geschmack ein wenig zu groß für eine Wandzeitung oder für Dienstpläne. Punkt zwei: Die Oberfläche der Holztafel ist unbeschädigt. Wenn man hier irgendwann mal Papier angepinnt hätte, müssten da auch ein paar Löcher von den Reißzwecken sein. Punkt drei: Der Abschnitt der Wand hier hat eine andere Farbe und eine andere Beschaffenheit, weil er verputzt wurde. Hätte man beim Militär niemals gemacht, weil die Oberfläche von blankem, gegossenem Beton schön genug ist. Punkt vier: Die Wand klingt hohl, wenn man dagegen klopft. Außerdem hatte es hier jemand sehr eilig mit dem Verputzen, weil man teilweise noch die Struktur von Sauerkrautplatten fühlen kann.“

„Skandal! Neue Stasiverbrechen in der ehemaligen DDR aufgedeckt! Während die Bürger hungerten, errichtete man geheime Militärobjekte aus geschnittenem Weißkohl!“

„Tu nicht so, als ob du keine Holzbetonplatten kennst. Hol mal einen Siebzehner Schlüssel aus deinem Werkzeug. Ich suche etwas Geeignetes, um die Wand zu bearbeiten.“

„Wie sieht noch mal eine Siebzehn aus ...“, murmelte Juri auf dem Weg zu seinem Motorrad.

Im benachbarten Büroraum fand Paul die Überreste eines Bürostuhls, dessen schwerer Metallfuß, an dem noch die Rollen hingen, als Schlagwerkzeug geeignet erschien. Juri begann, die Tafel abzuschrauben, die sie nach dem Lösen der letzten Halterung zur Seite stellten. Paul holte mit dem Stuhl aus und schon mit dem ersten Schlag brach ein kleines

Stück aus der dünnen Betonplatte heraus. Ein schmaler Hohlraum wurde sichtbar. Nach einigen weiteren Schlägen kam die Oberfläche einer dunkelgrau gestrichenen Stahltür zum Vorschein. Die massive Tür ähnelte der im Versorgungsschacht, war hier jedoch sehr viel größer und zweiflüglig. Das Handrad zum Öffnen der Verschlussbolzen war mit einem großen Vorhängeschloss gesichert. Paul arbeitete ohne Pause weiter, bis er den gesamten rechten Türflügel freigelegt hatte.

„Und nun lass mal den Maestro ran.“ Juri hatte sein Schlüsselbund in der Hand und besah sich das Vorhängeschloss. „VEB Schlösser und Beschläge, kein echtes Hindernis.“ Als Juri den dritten Schlüssel probierte, schnappte das Schloss auf.

„Eure Fähigkeiten sind erstaunlich, gleichwohl geneigt ich bin, Befremden zu empfinden.“

„Schweig stille er und geh voran!“

Überrascht bemerkten sie direkt hinter der Stahltür in der Wand Nischen mit Duschen und nach drei Metern das nächste, diesmal offen stehende doppelflüglige Stahltor.

„Dekontaminierung im Kriegsfall“, murmelte Paul, knipste seine Taschenlampe an und leuchtete durch die Tür. Der Weg führte zunächst etwa fünfzig Meter leicht abwärts und dann waagerecht weiter. Sie nickten sich zu und traten vorsichtig ein. Der breite dunkle Gang wirkte bedrückend. Alles schien noch intakt und genau in dem Zustand zu sein, in dem es vor fünfzehn Jahren verlassen worden war. Nach etwa einhundert Metern zweigte rechts ein ebenso breiter Gang ab, an der Wand die Aufschriften *Luftfilteranlage* und *Generatorraum*.

„Generatorraum klingt aufregend. Wollen wir uns den mal ansehen?“, fragte Juri mit leuchtenden Augen.

„Ich fürchte, du hast wohl diesen Film mit Jackie Chan im Sinn, wo er den geheimen unterirdischen Stützpunkt der Nazis in der Wüste entdeckt und den Generator in Gang setzt.“

„Jaa, genau! Los, lass uns nachsehen!“

Sie wandten sich nach rechts, vorbei an der Tür zur Luftfilteranlage, und betraten durch eine weitere Stahltür den Generatorraum. Der Anblick war atemberaubend.

Paul und Juri fanden sich auf einem stählernen Treppenpodest wieder, von dem aus man in eine kleine Halle mit zwei übermannshohen Schiffsdieseln hinabschauen konnte. Unter ihnen bedeckte eine große Schalttafel eine komplette Wand. Mit einer beeindruckenden Sammlung von Paketschaltern, Drucktastern, Kontrolllampen und Messgeräten ließ sich offenbar eine unerwartet leistungsfähige Notstromanlage in Betrieb setzen und überwachen.

„Aber hallo! Das ist ja wie Weihnachten und Ostern an einem Tag! Ich muss die Dinger sofort anreißen! Haltet aus, ihr Schönen – Papi ist unterwegs zu euch!“ Juri sprang jubelnd mit wenigen Sätzen die Stahltreppe hinunter, um die Schalttafel genauer in Augenschein zu nehmen. Mit seiner Taschenlampe leuchtete er gründlich jeden Winkel der großen Blechwand ab. „Also, die Leistungsschalter stehen auf *Aus*. Hier ist die Anzeige für den Ladezustand der Starterbatterie, der ... natürlich auf Null steht. Schade. Und hier wäre der Anlasserschalter: Einmal drehen für Vorglühen, weiter drehen zum Starten.“

Paul schlenderte bereits um die Schiffsdiesel herum, die über kurze Wellen mit großen Synchrongeneratoren verbunden waren. Wenn den Leistungsschildern zu glauben war, warteten

zweimal 3000 PS mechanische Leistung darauf, geweckt zu werden.

Juris Begeisterung war der Ernüchterung gewichen, denn mit leeren Starterbatterien würden sie die Diesel nie in Gang bekommen. „Hast du den Film *Der Flug des Phönix* gesehen mit James Stewart in der Hauptrolle? Der startete den Sternmotor seines Flugzeugs, das alle aus der Wüste retten sollte, mit Schwarzpulverpatronen.“

„Ja, hab ich gesehen. Toller Film! Die Idee mit dem Schwarzpulver an sich finde ich auch gar nicht schlecht. Weißt du, ich hab aber auch mal zugehört, wie einer den Motor einer großen russischen Planierdraupe angelassen hat. In Russland ist es manchmal so kalt, dass Bleibatterien einfach nicht so richtig funktionieren wollen.“ Paul hatte gefunden, was er gesucht hatte. „Du wirst es nicht glauben, aber er hat das 20-Tonnen-Geschoss von Hand angeworfen.“

„Wenn du mich verarschen willst, biste bei mir richtig!“

Paul begutachtete eines der Anbauteile des großen Dieselmotors, drehte einen Deckel auf, blickte in die Öffnung und drehte den Deckel wieder zu. Schließlich legte er einen kleinen Hebel um und zog ruckartig an einem Griff ein dünnes Stahlseil heraus. Nach mehreren Versuchen sprang endlich der kleine Benzinmotor laut knatternd an, der für den Notstart des Schiffsdiesels vorgesehen war. Paul kuppelte den Anlasser ein und der Diesel begann, sich langsam zu drehen. Eigentlich hatte er nicht so recht daran geglaubt, aber nach einigen Umdrehungen zündete im ersten Zylinder der eingespritzte Diesel und kurz darauf kamen nach und nach auch die anderen fünf Brennräume in Gang. Zuerst nur flackernd und schwach flammten die Kontrolllampen auf der Schalttafel auf, um dann, als die Spannungsregelung des

ersten Generators einsetzte, hell aufzuleuchten. Paul stellte den Anlassermotor ab und ging zu Juri an die Schalttafel. „Ein Stromerzeuger wird wohl reichen für die Leuchtstofflampen im Flur.“

„Sieh mal, von den Beschriftungen bekommt man einen Eindruck davon, wie die Anlage aufgeteilt ist.“ Juri hatte in der Zwischenzeit die Schalttafel untersucht und drückte nun gezielt auf zwei der schwarzen Taster. Augenblicklich ging im Raum das Licht an und Juri und Paul löschten ihre Taschenlampen. „So, das waren Eigenversorgung und Generatorraum. Soll ich den Rest auch einschalten? Aber vielleicht aktiviere ich damit die Selbstzerstörungssequenz? Wasserpumpen könnten anspringen und den Bunker fluten.“

„Also, im Fernsehen ertönt dann immer eine Stimme, die sagt: *Noch zwei Minuten bis zur Selbstzerstörung!* Oder so was Ähnliches. Aber ich denke, wenn die Stasi den Bunker hätte zerstören wollen, wäre mittlerweile genug Zeit dafür gewesen. Wahrscheinlich haben sie alles Wichtige mitgenommen und nur wertlosen Schrott zurückgelassen.“

Juri zuckte mit den Schultern und drückte nacheinander die restlichen Taster auf der Schalttafel: „Ebene A - Büros, Rechnerraum, Kantine, Ebene B - Med-Punkt, Ebene C - keine Ahnung und Ebene D - es werde Licht!“ In dem Gang, aus dem sie gekommen waren, brannte nun ebenfalls Licht.

„Auf zum Rechnerraum!“ Paul hoffte, dort am ehesten Hinweise darüber finden zu können, wozu das Objekt gedient haben könnte. Schließlich waren Computer so etwas wie ein Heimspiel.

Sie gingen den Gang bis zur Abzweigung zurück und wandten sich nach rechts. Einige der Leuchtstofflampen an der Decke flackerten, andere glimmten nur gelblich, aber ein großer

Teil der Beleuchtung funktionierte noch. Nach weiteren zwanzig Metern staubiger, betongrauer Tristesse betraten sie nach einer letzten Stahltür eine Art von freundlich getünchtem Flur, von dem auf beiden Seiten in regelmäßigen Abständen Türen in anliegende Räume führten. Am hinteren Ende verschwand eine Truppe nach unten in das darunterliegende Geschoss. Dübellöcher in den Wänden verrieten die Stellen, an denen früher einmal Namens- oder Hinweisschilder angebracht waren. Paul und Juri sahen in jeden der Räume links und rechts vom Gang, in denen sie noch unversehrte Schreibtische mit Stühlen davor und Aktenschränke in verschiedenen Größen vorfanden. Alle Schranktüren standen offen, alle Fächer schienen leer zu sein. Nicht das kleinste Stück Papier gab es zu sehen. Selbst den Inhalt der Papierkörbe hatte man nicht vergessen zu entsorgen. Aber in einigen der Büros fanden sich Schreibmaschinen, die Pauls Aufmerksamkeit erregten. Zuletzt waren sie offenbar längere Zeit nicht mehr benutzt worden, denn sie standen, von einer dickeren Staubschicht als der Rest der Einrichtung bedeckt, schwer erreichbar ganz oben auf den Aktenschränken. Paul kletterte auf einen der spartanischen Bürostühle aus Stahlrohr mit Holzsitzfläche, um sich eine der Maschinen genauer anzusehen.

„Volltreffer. Sie haben vergessen, die Farbbänder mitzunehmen. Okay, es gibt zu tun. Wir müssen alle Farbbänder einsammeln. Ein paar A4-Seiten Text haben wir damit schon beisammen.“

„Ah, jetzt rieselt es bei mir - es sind Carbon-Bänder! Ein großer Lapsus von den Jungs, die Dinger nicht zu vernichten.“ Aus verschiedenen Büros kamen insgesamt sechs dieser Bänder zusammen, auf der spiegelbildlich der Text

lesbar war, der zuletzt mit den Maschinen getippt worden war.

Einer der größeren Räume auf dieser Ebene war auf der einen Seite des Ganges eine Kantine, in der noch einige Tische und Stühle standen und eine Durchreiche zur einer voll eingerichteten Küche führte. Auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs fanden sie den Rechnerraum, bei dessen Anblick Juri vor Ehrfurcht erstarrte. „Hierher haben sie also die Kulissen verscherbelt. *Brücke an Maschinenraum, klingonischer Bird of Prey im Anflug, hoch mit den Schilden! Mr. Sulu: Volle Energie auf die Phaser!*“

In der Mitte des weiten Raumes standen halbkreisförmig angeordnete Pulte mit Tastaturen und Monitoren in massiven Metallgehäusen. Auf zwei Tischen im Hintergrund waren ein großer Typraddrucker und zwei kleinere Nadeldrucker zu sehen. An den Wänden reihten sich Stahlschränke aneinander, durch deren in die Türen eingelassenen Glasscheiben sich Kontrollanzeigen und Bedientaster erkennen ließen. Den hinteren Teil des Raumes füllte eine überdimensionale, schrankartige Steuerkonsole aus, auf dessen Frontpanel eine Matrix mit Drehreglern, Messinstrumenten und kupfernen Steckerfeldern durch Oszillografenröhren und massive Handräder für den Frequenzabgleich ergänzt wurden. Waschmaschinengroße Magnettrommelspeicher vervollständigten das Ensemble. An den meisten Schränken konnte man den Schriftzug *Robotron* erkennen. Auf den ersten Blick machte der Rechnerraum den Eindruck, als sei er erst vor ein paar Tagen verlassen worden. Doch bei näherem Hinsehen konnte man auch hier über allem eine dünne Staubschicht entdecken.

Paul begutachtete die Rechnerschränke und las die Blechschildchen, die meist unten an der Seite der Schränke

angenietet waren und neben der Leistungsaufnahme auch die genauen Typbezeichnungen der einzelnen Geräte verrieten.

„Das Monstrum mit den Handrädern hier ist ein tschechoslowakischer Analogrechner. Und das da ist das Flaggsschiff der DDR-Rechentechnik aus den 80er Jahren: eine ESER 1057. Wir hatten an der Uni die gleiche Maschine.“

Juri war ebenfalls an die Typenschilder herangetreten und fragte nach. „Hier steht EC 1057.“

„Das spricht man aber als *ES* aus, weil der Buchstabe *C* ein russisches *S* ist. Wenn ich mich recht erinnere, war das System kompatibel zum IBM System/360 oder 370. Der Hauptprozessor besaß die gewaltige Leistung von 1,5 Mips.“

„Nee, is kaum zu glauben. Der Prozessor in meinem Handy hat so ungefähr 200 Mips.“

„Waren andere Zeiten damals. Dein Handy hat dafür bestimmt nicht so eine ausgeklügelte Jobsteuerung vorzuweisen. Weil die Dinger teuer waren, wurden sie bei uns an der Uni rund um die Uhr mit irgendwelchen Lohnrechnungen und zwischendrin mit den Belegarbeiten der Studenten beschäftigt. Außerdem verfügte der Plattenspeicher schon damals über zweihundert oder dreihundert Megabyte. Mit den Bandlaufwerken standen sogar mehrere Gigabyte Daten im Zugriff. Als Gag hatten sie bei uns an der Uni alte Lochkartenleser von einer russischen *BESM-6* angekoppelt. Mit Stanzgeräten aus dem Lande Lenins durften wir Studenten unsere *FORTTRAN*-Programme in Lochkarten stechen und den Kartenstapel dann im Rechenzentrum abgeben. Rechentechnik, bei der man die Bits noch anfassen konnte.“

„Tja, hier steht er nun, unser antizipierter Großrechner. Schau mal, da hinten ist der Modemschrank, der Endpunkt für eure Telefonfernkabel. Was ich allerdings vermisse, sind irgendwelche Datenträger. Die Magnetplattenlaufwerke sind

jedenfalls leer. Genauso wie die Bandlaufwerke. Disketten liegen auch nicht rum.“

„War nicht anders zu erwarten. Lass uns trotzdem mal etwas gründlicher wühlen. Vielleicht haben sie ja was übersehen.“

Paul und Juri öffneten der Reihe nach alle Rechnerschränke, aber irgendeine Form von Datenträger fanden sie nicht. In einem Anfall von Aktionismus legte Juri den Hauptschalter um, der neben der Eingangstür an der Wand angebracht war. Augenblicklich erwachte der Rechner zum Leben. Auf allen Frontpanelen fingen Leuchtdioden an zu leuchten oder zu blinken, Ablenkspulen in den fluoreszierend aufleuchtenden Bildschirmen fiepten leise, Tastaturen meldeten in grellen Tonlagen laut piepsend den erfolgreichen Selbsttest und die Motoren der Trommelspeicher liefen an und beschleunigten laut surrend wie eine Turbine. Einer der Monitore auf den Bedienpulten ging mit heftigem Hochspannungsknistern an und zeigte dann eine grüne Ausschrift und einen blinkenden Cursor.

„Geil, der Urlader läuft und will das Betriebssystem von der Magnettrommel laden. Aber die fehlt uns leider.“ Juri war sichtlich begeistert und probierte eine Reihe von Kommandos aus. „Möchtest Du einen Ausdruck vom BIOS-Speicher als Hexdump?“

„Ich glaube nicht, dass der uns weiterhilft.“ Paul hatte in einer Ecke eine weitere Tür zu einer kleinen Werkstatt entdeckt, in der sich neben einer Werkbank mit einem Schraubstock mehrere leere Regale und Schränke aus Metall standen. An der Wand hing ein Bilderrahmen mit einer vergilbten Schwarz-Weiß-Fotografie eines seltsamen Funkturms - einem mit Seilen abgespannten Stahlgittermast, dessen oberes Ende in eine überdimensionale Metalllinse überging.

„Hier war wohl ihr Raum fürs Kleben und Basteln, aber sie haben alles mitgenommen“, rief Paul seinem Freund im Nebenraum zu.

Während im Hintergrund plötzlich das wild knatternde Geräusch des Typraddruckers zu hören war, kam Juri herangeschlendert.

„Ist das Farbband überhaupt noch okay?“, fragte Paul, der schon wieder auf einem Stuhl stand, um die Oberseite der Schränke zu untersuchen.

„Nein, ist eingetrocknet, aber es ist Leperellopapier mit Durchschlagbogen eingelegt. Was ist denn das auf dem Foto hier? Das runde Ding oben auf dem Mast sieht aus wie ein UFO.“

„Wieso denn ein UFO? Es fliegt doch nicht, also ist das höchstens ein UO. Irgendein Sender halt. Hier hat übrigens mal eine Kiste oder ein Karton draufgestanden.“ Paul kletterte wieder herab und untersuchte die Fußleiste des Schrankes, vor dem er stand. „Hilf mal mit, den Schrank von der Wand zu rücken!“ Hinter der Rückwand kullerten zwei große Spulen aus Kunststoff hervor, auf die gelochtes Papierband aufgewickelt war.

„Tja, Programmierer sind eben sentimental. Haben wohl ein paar Spulen aufgehoben, als die Lochbandleser verschrottet wurden. Oder hast du vorne im Raum welche gesehen?“

Paul blies die Staubflocken von den beiden Spulen. „Nö, hab ich nicht. Wir sollten uns die Mühe machen, einen Blick hinter alle Schränke zu werfen, die sich abrücken lassen.“

Hinter dem zweiten Schrank in diesem Raum kamen neben diversen Kabelresten ein paar Blätter Papier zum Vorschein, auf denen elektronische Schaltungen skizziert waren. Einen abgebrochenen Holzfuß des Schrankes hatte man durch ein etwa

schuhschachtelgroßes Metall Ding ersetzt. Paul zog das Teil hervor und studierte das Typenschild. „Unsere Glückssträhne reißt nicht ab. Weißt du, was eine *ST506* ist?“

„Eine Fritteuse?“

„Ich lass es mal gelten. Darüber hinaus eignet sich eine *ST506* auch als Festplatte für XT-PCs. Um die Daten auszulesen, braucht man nur einen älteren PC mit MFM-Controller – falls die Platte überhaupt noch okay ist. Lass uns noch die anderen Schränke in den Büros wegrücken.“

In der nächsten halben Stunde kam auf diese Weise ein kleiner Stapel an beschriebenem Papier zusammen. Auch zwei dünne Hefter mit Pappdeckeln fanden sich an, gefüllt mit Rechnungsdurchschriften und anderem Schriftverkehr. Paul blätterte die Belege durch. „In den Rechnungen hier geht es hauptsächlich um Büromaterial: Druckerpapier, Schreibstifte, Farbbänder. Aber die hier ist interessant: Zahncreme Rot-Weiß, Haarwäsche, Seife, NORA-Damenbinden.“

Juri hatte sich ebenfalls ein paar Blätter genommen. „Waren halt auch Frauen hier. Hör mal zu, was ich hier habe: 20 Meter Golddraht, fein verseilt, Lackisolierung, irgendwelche Medikamente, *Faustan* klingt gut, Verbandmaterial, Kochsalzlösung.“

„*Faustan* ist ein Beruhigungsmittel. Falls Frauen hier gewesen sein sollen, frage ich mich nur, warum sie ihre Hygieneartikel nicht nach der Arbeit auf dem Weg nach Hause in der Drogerie eingekauft haben. Ich finde es schon bemerkenswert, dass die das offenbar bestellt und per Rechnung bezahlt haben.“

„Vielleicht hat sie der Job hier so fasziniert, dass die Geschäfte schon geschlossen hatten, wenn es auf den Feierabend zu ging.“

„Oder es gab für sie keinen Feierabend.“

„Wie, hattet ihr keine Gewerkschaft?“

Was Paul und Juri nicht bemerkten, war die runde Öffnung in einem der Schränke im Rechnerraum, hinter der sich das gewölbte Glas eines Kameraobjektivs verbarg. Die Spulen eines Videorekorders sprangen geräuschlos an und zeichneten fast zwanzig Minuten bewegte Bilder von Paul und Juri auf, bis diese den Raum mit ihren Funden verließen und das Licht hinter sich löschten. Auf der Erdoberfläche, fünf Meter über dem Rechnerraum, wand sich ein abgeschirmtes, schwarzes Antennenkabel aus der Erde, verlief auf der Rinde einer Eiche fast unsichtbar in die Höhe bis in die Krone des Baumes und endete in einer Stabantenne, die begonnen hatte, ein sich minütlich wiederholendes codiertes Funksignal auszustrahlen. Die in den dicken Tantalkondensatoren des kleinen Senders gespeicherte Energie würde ausreichen, die geheime Botschaft an einen unbekannten Empfänger auch nach Abschaltung des Notstroms mehrere Tage lang ununterbrochen weiter zu senden.

Nachdem sie Ebene A komplett untersucht und mit ihren Handys fotografiert hatten, wechselten sie über das Treppenhaus am Ende des Flurs in die darunter liegende Etage. Diese Ebene schien einmal hauptsächlich medizinischen Zwecken gedient zu haben. Sie fanden Umkleidekabinen, Arbeitsräume mit Schreibtischen und einen Raum mit einem Röntgenapparat. In einer Art von Operationssaal standen nebeneinander drei mit braunem Kunstleder bezogene, hydraulisch in Höhe und Lage einstellbare Pritschen, die durch große Lichtstrahler an beweglichen Schwenkarmen

ausgeleuchtet werden konnten. Von diversen medizinischen Geräten auf Konsolen an den Wänden waren nur herausgerissene Anschlusskabel und die Abdrücke der Gummifüße übrig geblieben. An einer der Wände reihten sich fünf fast raumhohe Stahlschränke aneinander. Hinter den in Gesichtshöhe eingelassenen Glasscheiben glänzten die Bildröhren von Monitoren. Ein einzelner Schrank ohne Glasteil stand etwas abseits.

Paul war sofort fasziniert, als er die Technik erkannte. „ISA710 - ich rieche weitere Festplatten!“

Seine Hoffnung verflog, als sie die angelehnten Türen öffneten, denn die Einschübe für die Industrie-PCs waren leer. Nur die Monitore hatte man zurückgelassen. An der Rückwand mündeten Kabelstränge in einem waagerecht in Fußbodenhöhe angebrachten Kabelkanal, der zu dem abseitsstehenden Stahlschrank führte.

„URSALOG 4000“, buchstabierte Juri. „Kennst du natürlich auch, oder?“

„Nicht direkt, hab aber schon mal was davon gehört. Prozess-Ein-/Ausgabe, wurde normalerweise in der Industrie für Messsensoren, Steuerung von Antrieben und solche Sachen verwendet.“

Der Schrank war voll bestückt mit Baugruppen für die Erfassung und die Ausgabe von analogen Signalen. Dicke abgeschirmte Kabelbäume wanden sich abwärts in einen Kabelkanal im Fußboden, der zu den Pritschen in der Mitte des Raumes führte. Am Ende des Kanals quollen die Kabel aus dem Boden und endeten in großen Steckverbindern mit vergoldeten Kontakten.

„Ganz schön viel Aufwand, um ein paar EEGs zu machen.“

Paul, der immer noch vor der offenen Tür des *URSALOG*-Schranks stand, murmelte gedankenverloren vor sich hin. „Ein EEG erfasst Spannungsunterschiede auf der Kopfhaut im Mikrovolt-Bereich. Dafür könnte man diese OPV-Eingänge hier verwenden. Aber wozu benötigt man dann die Analogausgänge? Was kann man in einem Operationssaal damit ansteuern?“

„Hast du noch nie Frankenstein gesehen? Die haben hier aus Leichenteilen Monster zusammengesetzt und dann mit dem Ursusdingens zum Leben erweckt.“ Zur Demonstration des Gesagten zappelte Juri herum, als würde er von einer Serie von Stromstößen getroffen. „Abgesehen davon fallen mir eine ganze Reihe von Sachen ein, die man in einem OP elektronisch ansteuern kann.“

Sie machten ein paar Fotos vom Raum und der verbliebenen elektronischen Ausrüstung und stiegen dann über die Treppe weiter nach unten in die nächste Ebene, der Ebene C, in der sie hauptsächlich Fitness- und Sporträume fanden. Auch der voll ausgestattete Kraftraum hätte vermuten lassen, dass hier noch bis vor wenigen Tagen Gewichte gestemmt wurden.

Juri legte sich rücklings auf eine der Kraftbänke und versuchte, die Hantel über ihm aus der Halterung zu heben. Paul, der im Stillen die Gewichte der links und rechts aufgelegten Scheiben addierte, kratzte sich am Kopf. „Weißt du, ich traue dir eigentlich eine ganze Menge zu, nur nicht, dass du das auch nur einen Millimeter anheben kannst. Die Scheiben sehen übrigens nur so aus, als ob sie aus schwarzem Gummi sind. Jede von denen wiegt fünfzig Kilogramm.“

„Wirklich jede? Drei auf jeder Seite, das macht zusammen dreihundert Kilo. Da hat sich möglicherweise jemand einen Scherz erlaubt.“

„Das hoffe ich sehr.“

„Tja, waren halt propere Kerlchen, die Jungs von der Firma *Horch&Guck*. Haben morgens immer ihre Milch ausgetrunken.“

Hinter der letzten Tür auf dieser Ebene fanden sie einen Schießstand. Wieder war es Juri, der das im Gegensatz zu Paul völlig normal fand. „Also, ich hab so was erwartet. Was so ein richtiger Geheimdienst sein will, muss auch korrekt krass schießen können.“

Juri baute sich vor einer der Schießbahnen mit ausgestecktem Arm auf, zeigte mit seinem Zeigefinger auf die Schießscheibe, die in fünfzehn Metern Entfernung auf einer Art Schlitten befestigt war und rief: „Peng, Peng!“ Dann drückte er auf einen Taster, der an der Trennwand zur Nebenbahn befestigt war. Der Schlitten mit der Zielscheibe aus Sperrholz, auf die der stilisierte Umriss eines Menschen aus Papier aufgeklebt war, kam zu ihm nach vorn gefahren. Die auf der Brust aufgemalten Zielkreise waren unversehrt. Der letzte Schütze auf dieser Bahn hatte es vorgezogen, den Kopf durch Treffer an den Stellen zu durchlöchern, an denen sich bei einem Menschen von Fleisch und Blut die Pupillen der Augen befinden sollten.

„Cool geschossen, was?“ Juri blies die imaginäre Rauchfahne von der Mündung seiner Zeigerfingerwaffe.

„Dein Gegner sollte das Geld für die kugelsichere Weste lieber in Schnaps investieren. Irgendwie bekomme ich langsam eine Gänsehaut. Komm, lass uns zügig den Rest des Bunkers ansehen und dann verschwinden.“

Fast zwanzig Meter unter der Erdoberfläche betraten sie die letzte Ebene in diesem Bunkerkomplex. Links und rechts des Ganges wechselten sich in dichter Abfolge besonders massive Stahltüren ab, in die kleine Fenster aus dickem,

drahtverstärktem Panzerglas eingelassen waren. Jede Tür verfügte auf halber Höhe über eine schmale Klappe, die in eine waagerechte Stellung nach innen geklappt werden konnte. Sie öffneten eine der Türen und betraten einen engen, über winzige Gitteröffnungen in der Decke belüfteten Raum. Die Wände und die Decke waren mit einer dunkelbraunen, abwaschbaren Latexfarbe imprägniert. Außer einem Bettgestell und einem WC aus Edelstahl gab es weder ein Regal noch sonstige Einrichtungsgegenstände. Paul und Juri zählten insgesamt dreißig Gefängniszellen, von denen fünf scheinbar unbenutzt leer standen.

Unbehagen schnürte Paul den Hals zu. „Ich hab genug gesehen. Lass uns verschwinden.“ Juri nickte stumm.

Die Ebene, auf der sie sich befanden, kam ihnen wie eine Gruft vor, die ihre lebendigen Leichname entlassen hatte und deren Zellen nun auf ihre nächsten Opfer warteten. Das bisher wage Gefühl einer Bedrohung schlug in Angst um und trieb sie zurück an die Erdoberfläche.

An eine Weiterfahrt an die Ostsee dachte keiner der beiden mehr. Sie hatten einiges an brauchbarem Material gefunden. Die Datenträger mussten entschlüsselt und die Dokumente durchgesehen werden. Noch war unklar, wozu der Bunker gedient haben könnte und ob überhaupt eine Verbindung zu dem Attentat an der Tankstelle bestand. Dass die Stasi beim Tod seines Freundes Karl ihre Hände im Spiel hatte, wurde zunehmend wahrscheinlicher. Diese Anlage hier hatte sich ihnen damals als überaus geheimes Objekt der Staatssicherheit präsentiert. Die Zellen bewiesen, dass man hier Menschen eingesperrt hatte, doch für einen simplen Stasi-Knast hatte man ungewöhnlich viel Aufwand getrieben, ihn unter die Erde zu verlegen. Irgendwie passte all das

noch nicht zusammen. Schon gar nicht mit dem, was Paul am meisten bewegte:

„Kein guter Ort für Kinder.“

Entdeckt

Sie stoppten das Notstromaggregat und verschlossen beim Verlassen des Ganges die äußere Zugangstür wieder mit dem Vorhängeschloss. Mit dem Zuschlagen der letzten Stahltür fiel auch ein Teil ihrer Anspannung ab. Es ging bereits auf den frühen Abend zu, als sie das mitgebrachte Material im Gepäck auf ihren Motorrädern verstauten. Paul schob die Festplatte vorsichtig zwischen die Wäsche im Gepäckrucksack. In dem Jahrzehnt, als dieser Festplattentyp noch als hochmodern galt, war man noch weit entfernt vom Multimedia-Datenmüll der heutigen Zeit. Fünf Megabyte entsprachen einer Speichermenge, die heute bestenfalls für ein einzelnes MP3-Musikstück ausreichte. Vor zwanzig Jahren bedeutete die gleiche Datenmenge Informationen im Umfang von fast dreitausend Schreibmaschinenseiten. Im Kopf ging Paul auch bereits die Möglichkeiten durch, mit denen sie an die Daten auf den Lochbändern gelangen könnten. Er und Juri waren sich einig, dass dieses Datenpuzzle sehr viel mehr Spannung versprach als eine Reise an die Ostsee.

Eine halbe Stunde, nachdem sie das Bunkergelände verlassen hatten, schossen zwei dunkle Vans mit getönten Scheiben durch das offene Tor in den Hangar und bremsten scharf ab. Nach weiteren zwanzig Minuten verließen die zwei Fahrzeuge das Gelände wieder. Bald darauf quollen aus dem Bunkereingang dicke schwarze Rauchschwaden, dann erschütterten mehrere dumpfe Schläge den Erdboden. Die letzte und heftigste Detonation riss die Reste der Hangartore aus ihren Angeln und brachte das Betondach zum

Einsturz. Noch während tief unter der Erde die zurückgelassenen Einrichtungsgegenstände in der grellweißen Glut von Thermit-Brandsätzen schmolzen, hatten die Sprengladungen den Zugang zum Bunker wirksam versperret.

Paul schloss die Tür zu seiner Wohnung auf. Sie stellten ihr Gepäck in der Diele ab und legten die Helme auf die Ablage neben der Tür.

„Heute basteln wir uns einen Lochbandleser. Bringst du mir ein Bier mit?“ Paul verschwand mit den beiden Lochbandspulen im Arbeitszimmer, während Juri erst aus dem Kühlschrank zwei Flaschen Bier angelte, bevor er Paul ins Arbeitszimmer folgte.

„Ich hab irgendwie Hunger. Soll ich uns Pizza holen?“

„Für mich mit Anchovis.“

In den zwanzig Minuten, die Juri zum Italiener um die Ecke und zurück benötigte, kramte Paul aus verschiedenen Kartons mit Bauteilen und Platinen die passenden Teile zusammen und breitete alles auf dem Arbeitstisch aus. Das Konzept für die kleine elektronische Schaltung und das Programm für den Mikrocontroller waren schnell auf ein Blatt Papier skizziert. Synchronisiert von der Transportlochung könnte der Controller die Signalpegel von einer Reihe von Fototransistoren abfragen, zu einem binär codierten Zeichen zusammensetzen und zu einem PC übertragen. Dort würde ein Terminalprogramm den Datenstrom aufzeichnen und in eine Datei speichern. Zum Abwickeln der Lochbandspule erschien Paul ein Akkuschrauber als einfachste Lösung. Alles zusammengenommen eine simple Aufgabe für einen Ingenieur für Automatisierungstechnik, dessen tagtäglicher Job darin

bestand, Mikroprozessorschaltungen zu programmieren und in Betrieb zu nehmen.

Nachdem jeder seine Pizza verschlungen und mit etwas Bier nachgespült hatte, starten sie den ersten Probelauf. Sacht betätigte Juri den Drehzahlregler des Akkuschraubers, während Paul vorsichtig mit der Hand den Lochstreifen gespannt hielt und eine simple dimmbare Schreibtischleuchte von oben auf das Lochband schien. Zunächst wickelten sie auf diese Art nur wenige Meter ab und betrachteten die Daten auf dem Bildschirm des PCs. Nach wenigen Versuchen hatten sie die optimale Helligkeit der Lampe herausgefunden.

Juri war begeistert. „Ein Glück, dass es damals noch keine CD-ROMs gab. Unglaublich, dass man an die Daten auf so einem dreißig Jahre alten schimmligen Papierband noch problemlos herankommt!“

Zu Pauls Bedauern, der sich die Zeichen auf dem Bildschirm genauer ansah, ergab sich im ersten Durchlauf leider noch immer kein lesbarer Text. Doch eigentlich gab es keinen Grund für Bauchschmerzen: Bis weit in die neunziger Jahre hinein stellte *Datensicherheit* kein Thema für Programmierer dar. Sie wähten sich in ihrer elitären Welt entweder als unantastbar oder hingen dem dummen Traum einer Hacker-Ethik nach, in der die Computerwelt nur Gutmenschen besiedelten.

„Lass uns die Spulen erstmal komplett einlesen. Danach nehme ich mir die Festplatte vor, während du versuchen kannst, den Datenmüll in irgendetwas Verständliches umzuwandeln. Hier auf dem PC findest du alles, was du an Software und Compilern brauchst.“

Nach wenigen Minuten hatten sie die Daten der beiden Lochstreifen eingelesen. Juri zog sich einen Stuhl vor den

Monitor, während Paul unter dem Nebentisch einen verstaubten *Amiga 2000* hervorzog.

Es gibt zwei hervorragende Möglichkeiten, wenn man ein Gefühl dafür bekommen möchte, wie schnell das Leben an einem vorbeizieht. Entweder schaut man sich an, wie schnell die eigenen Kinder wachsen und gedeihen. Ersatzweise wirft man einen Blick auf die Computergehäuse, die sich im Laufe der Jahre zu Hause ansammeln. Dieser Computer, über den er jetzt ehrfürchtig mit einem Staubtuch wischte, war der erste eigene Rechner, den Paul sofort nach der Währungsunion kaufte. Lange Zeit war unklar, zu welchem Wechselkurs Ost- zu Westmark konvertiert werden würde und ob seine spärlichen Ersparnisse für das wertvolle Objekt seiner Begierde ausreichen könnten. Im Rückblick gab es später keinen vergleichbar glücklichen Augenblick in seinem Leben wie der Moment, als er das Gerät das erste Mal einschaltete.

Paul schraubte das Gehäuse auf, zog die Stecker von einer der beiden eingebauten Festplatten ab und steckte sie auf die Festplatte, die sie aus dem Bunker mitgebracht hatten und die nun neben dem Computergehäuse auf den Tisch lag. Aus einer Schachtel auf dem Regal über dem Tisch angelte er zwei Disketten, dann startete er das System. Der Spindelmotor lief an, aber nachdem er die Enddrehzahl erreicht hatte, stellte sich ein unangenehm lautes, ungesund klingendes Surren ein. Möglicherweise war dieses Geräusch damals der Grund, das Speichermedium vorsorglich auszumustern, hoffte Paul, da in diesem Fall die Festplatte vielleicht so lange durchhalten könnte, bis sie die Daten gerettet hätten.

Drei quälende Minuten, nachdem Paul den *Amiga* gestartet hatte, bootete auch der PC-kompatible Teil des Systems, forderte zur Eingabe von Datum und Uhrzeit auf und wartete

mit blinkendem Cursor auf weitere Befehle. Der Moment der Wahrheit war gekommen: Paul ließ sich den Inhalt der Festplatte auflisten, die sich randvoll mit Verzeichnissen und Dateien präsentierte. Zunächst war es wichtig, die noch lesbaren Daten auf einen anderen Rechner zu sichern, denn das Geräusch, das die Festplatte von sich gab, wurde beständig schriller. Paul steckte das eine Ende eines Datenübertragungskabels in den *Amiga* und reichte den anderen Stecker Juri, der ihn, noch immer mit der Untersuchung der Lochbanddaten beschäftigt, in die passende Schnittstelle des PCs stöpselte.

„Ist zwar nicht gerade die schnellste Variante, um die Dateien zu kopieren, aber für die paar Megabytes wird es reichen. Mach mal bitte eine Kommandozeile auf und tippe *FILELINK* ein.“

„Okay, der Transfer läuft und wird, wie es aussieht, ein paar Minuten dauern. Soll ich dir in der Zwischenzeit erzählen, was ich mit den Lochbanddaten angestellt habe?“ Juri musste sehr laut sprechen, um das Kreischen der altersschwachen Festplatte zu übertönen.

„Respekt! Das ging aber schnell! Lass hören.“

„Also, zunächst habe ich angenommen, dass eines der Löcher auf den Streifen zur Paritätskontrolle dient. So war es ja früher, nicht wahr, sagt mir zumindest das Internet. Welches Bit das Paritätsbit ist, ließ sich natürlich schnell klären. Wenn man die Paritätslochung kennt und ignoriert, bleiben bei diesem Bandtyp aber nur noch sieben Datenbits übrig. Na schön, sucht man sich halt aus den Annalen der Datenverarbeitung die Verfahren hervor, mit denen man früher ein 8-Bit-Datenbyte mit Hilfe von nur sieben Datenbits gespeichert hat. Meiner einer musste nur etwas genauer

hinschauen, dann verstand er es, denn der Lochstreifen enthielt ausschließlich die Binärcodes der Zeichen 0 bis 9 und der Großbuchstaben A bis F. Damit hatte ich die binären Daten zusammen, denn sie waren einfach nur im ASCII-Code gestanzt. Und zu meiner großen Freude wurde daraus wiederum nach der Konvertierung lesbarer Text. Aber bevor du dich zu früh freust, der Text ist leider nur der Quelltext für irgendein Assembler-Programm.“

Paul sah sich die Daten an, die ihm Juri in einen Texteditor präsentiert hatte. „Ich weiß gar nicht, was du hast. Das ist doch ein sehr aufschlussreiches Z80-Programm. So etwas habe ich jahrelang an der Uni hacken dürfen. Schau mal, es stehen sogar ein paar Kommentare vom Programmierer drin! Ich bin begeistert! Druck das mal bitte aus, dann sehen wir es uns nachher in Ruhe an.“

„Assemblercode? Wie kann man nur von so einem Bitgeschubse begeistert sein! Schaff dir endlich eine Freundin an. Warte mal ... die Datenübertragung ist jetzt abgeschlossen.“

Paul schaltete umgehend den *Amiga* aus, und im Arbeitszimmer kehrte wieder Ruhe ein. Die Beiden sahen sich die Daten der Festplatte an, die man ursprünglich einmal ordentlich nach einem festen Schema einsortiert hatte. Es gab ein Verzeichnis mit dem Namen *DOS*, in dem die Programmdateien des Betriebssystems lagen. Ein anderes Verzeichnis *TEXTE* enthielt eine Sammlung von Dateien, die entweder den Namenszusatz *TP* oder *BAK* aufwiesen. Sogar ein Ordner mit dem Namen *BILDER* existierte und enthielt Dateien in irgendeinem unbekannten Format. In anderen Verzeichnissen fanden sich Quelltexte für Pascal-Programme.

„Juri, druck mal bitte die Bitmaps und die Quelltexte aus. Die *TP*-Dateien sind wahrscheinlich *TEXTPROZESSOR*-Dateien.“

Ich glaube, ich müsste das Programm sogar noch irgendwo in meiner Diskettensammlung haben. *TP* war in der DDR eine Textverarbeitung von *Robotron*, die an *WORDSTAR* angelehnt wurde. Kennst Du *WORDSTAR*?"

„Wir haben an der Uni mehr mit Unix gearbeitet. Desktop-Publishing mit *INTERLEAF* war echt geil. Über DOS konnte man damals ja nur müde lächeln. Übrigens, was fangen wir mit den Farbbändern aus den Schreibmaschinen an?"

„Ganz einfach: Das Band in passende Abschnitte zerschneiden und zeilenweise auf Papierbögen kleben, dann die Bögen einscannen, die Bilddateien mit *Photoshop* spiegeln, den Kontrast nachbearbeiten und ausdrucken."

„Okay, lass mich das machen. Du darfst dich inzwischen durch den Bithaufen graben, den wir bis jetzt zusammengefeigt haben."

„Ich hatte gehofft, dass du das sagst. Dort drüben liegt das Druckerpapier. Einen Klebestift findest du da auch." Paul ließ seinen Freund mit den Farbbändern allein und verzog sich mit einem beachtlich angewachsenen Stapel Blätter ins Nebenzimmer.

Als Juri nach knapp zwei Stunden mit dem Ergebnis seiner Arbeit ins Wohnzimmer kam, hatte Paul den Wohnzimmertisch und große Teile des Fußbodens mit Papierbögen dekoriert.

„Und? Waren die Bänder lesbar?" Paul sah Juri erwartungsvoll an.

„Zum Teil. Bei zwei Bändern, die wahrscheinlich öfter als einmal in Benutzung waren, lagen die Abdrücke der Schreibmaschinentypen mehrfach übereinander, schieß sozialistische Mangelwirtschaft. Keine Chance, irgendwas Sinnvolles zu lesen, sofern man nicht familiäre Wurzeln im

asiatischen Raum hat. Aber die restlichen Bänder waren lesbar." Juri reichte Paul die Papierbögen. „Was hast du herausgefunden?“

„Ich glaube, dass ich das Puzzle im Wesentlichen zusammensetzen konnte. Lass mich noch kurz deine Blätter durchsehen, dann reden wir. Es ist spät geworden. Du kannst im Gästezimmer pennen, wenn du willst. Und in diesem Fall wäre es nett, wenn du uns eine Flasche Rotwein entkorken würdest. Ich könnte jetzt einen Schluck vertragen.“

Juri verschwand umgehend in Richtung Küche. Paul nahm sich einen Textmarker und strich in den Ausdrucken, die ihm Juri überreicht hatte, die zu einem zusammenhängenden Textabschnitt gehörenden Stellen an.

Als sein Freund mit zwei Rotweingläsern in der Hand und der Flasche unter dem Arm zurückkehrte, fand er auf dem Tisch keinen freien Platz mehr. Er drückte Paul eines der Gläser in die Hand, schenkte erst ihm und dann sich selbst ein und setzte sich dann auf den einzigen Sessel, der noch frei von Papierblättern war. „Stößchen!“

Sie tranken schweigend. Juri wartete geduldig, bis Paul tief Luft holte und begann.

„Also gut. Wir haben hier ...“ - er wedelte mit den Ausdrucken in der Luft herum - „... Fragmente eines mit Schreibmaschine geschriebenen Briefes aus dem Jahr 1978 an den Leiter des NS-Archivs des MfS, in dem darum gebeten wird, alle verfügbaren Informationen zu einem Dr. Hermann Ristingson sowie zum Stichwort *Papez-Kreis* herauszusuchen und dabei alle weiteren zugänglichen Quellen wie zum Beispiel das Staatsarchiv der DDR bei der Recherche hinzuzuziehen. Es werden wissenschaftliche Publikationen, sonstige Veröffentlichungen von diesem Herrn sowie geheime

Akten aus dem Reichssicherheitshauptamt angefragt, wobei hier sogar explizit Aktenbezeichnungen und der Zeitraum 1936 bis 1944 angegeben wurden. Das passt ganz wunderbar zu einer Textdatei von der Festplatte ..." - er zeigte auf einen kleinen Papierstapel zu seinen Füßen - „... deren Inhalt ein Versuchsprotokoll darstellt, in dem der Begriff *Ristingson-Rückkopplung* verwendet wird. In einem praktischen Experiment und ausgehend von einer Differenzialgleichung dritter Ordnung ..." - Juri stöhnte vernehmlich - „... wurden Filter und Schwingkreiseinstellungen für einen Analogrechner ermittelt und die Wirksamkeit der Einstellungen auf nicht näher bezeichnete Versuchsobjekte untersucht. Ebenfalls mit einer der Schreibmaschinen ..." - wieder wedelte er - „... wurde eine Bedarfsanforderung geschrieben, bei der es um die Aufstockung des EDV-Budgets geht. Begründet wird das damit, dass die Experimente zum - und jetzt aufgemerkt - *Schmerzempfinden* vielversprechend verlaufen und Ansätze gefunden worden sind, in die menschliche Physiologie einzugreifen. Weiter heißt es, dass die Analogtechnik an der Grenze ihrer Möglichkeiten angelangt sei und der Ausbau der digitalen Rechenkapazität unumgänglich sei - bla, bla und so weiter und so fort. Das Internet sagt übrigens, dass der *Papez-Kreis* eine Theorie aus den 30er Jahren ist, die sich mit der Entstehung von Emotionen im Gehirn befasst.

Die Sache wird an der Stelle unappetitlich, wo der Goldlackdraht ins Spiel kommt. Ich habe eine weitere Materialbestellung gefunden, in der es um chirurgische Instrumente und vor allem um Sägeblätter und Bohrer zum Bearbeiten von Knochenmaterial geht. Aus der Art der Materialien und Geräte, speziell taucht der Begriff *Trepanation* auf, geht eindeutig hervor, dass für

medizinische Versuche Schädel geöffnet wurden, um möglicherweise Elektroden in Gehirne einzupflanzen. Die Versuche führte man zunächst in einer herkömmlichen medizinischen Versuchsabteilung in Berlin an Affen durch. Um den Umstieg auf menschliche Versuchsobjekte geheim halten zu können, zog das Projekt mit der gesamten Technik und den Büroeinrichtungen im Frühjahr 1982 in die Bunkeranlage um. Eines der Papiere, die wir hinter den Schränken gefunden haben, ist eine Auflistung einer Lieferung von fünfundzwanzig nicht näher bezeichneten *Gegenständen*." Paul malte mit seinen Händen Gänsefüßchen in die Luft. „Jeder der einzeln aufgeführten *Gegenstände* hat jeweils eine aus drei Großbuchstaben bestehende Bezeichnung, eine zusätzliche Kennung *m* oder *w* gefolgt von einer der Zahlen 76, 77, 78 oder 79. Wenn man nur so zum Spaß annimmt, dass *m* für männlich und *w* für weiblich steht, könnte die Zahl ein Geburtsjahr darstellen. Es würde zu den Kindern passen, die Karl damals gesehen hat und die 1984 ein Alter zwischen fünf und acht Jahren gehabt hätten. Die Buchstaben sind möglicherweise Abkürzungen ihrer Namen. Benutzte man etwa Waisenkinder für Menschenversuche? Keine Ahnung. Heute wären sie übrigens zwischen sechsundzwanzig und dreißig Jahre alt."

„Im besten Attentäter-Alter."

„Bis hierhin wäre das nichts weiter als eine Spekulation. Also weiter: Man war auf eine Möglichkeit gestoßen, entweder Schmerzen gezielt auszuschalten oder das Schmerzempfinden zu beeinflussen. Dazu verwendete man aber zunächst noch einen Analogrechner - du hast das Monstrum im Bunker gesehen. Offenbar griff man Signale am oder im Gehirn ab, formte sie durch eine Aneinanderreihung von Schwingkreisen und Filtern

um und speiste sie wieder ins Gehirn ein. Man muss sich das wahrscheinlich wie eine Art rückgekoppelten Schmerz vorstellen, der das Ursprungsempfinden aufhebt. Dokumente darüber haben wir nicht gefunden. Also bewegen wir uns noch immer auf dem Pfad der Spekulation, denn ob es wirklich so war und, wenn ja, wie das Verfahren genau funktionierte, wissen wir nicht.“

„Das mag ja alles sein, aber Schmerzen lassen sich sicher wesentlich simpler durch Medikamente wie Morphin ausschalten.“

„Da gebe ich dir recht. Aber jetzt kommt der Programmcode ins Spiel – und die Bilddateien. Schauen wir uns zunächst die Daten vom Lochstreifen an.“ Paul zeigte auf einen Fächer von Ausdrucken, zwischen denen er stand. „Beide Lochstreifen enthalten jeweils eine Sammlung von Codeschnipseln, sozusagen eine Programmbibliothek für verschiedene Anwendungsfälle. Der *URSALOG*-Schrank in dem OP-Raum im Bunker besaß Eingabe- und Ausgabebaugruppen, die teilweise mit *Z80*-Prozessoren bestückt waren. Diese 8-Bit-Technik stellte Mitte der 80er Jahre in der DDR den typischen Stand der Mikrokontrollertechnik dar. Ich vermute, dass die Programme auf den Lochstreifen für diese *URSALOG*-Baugruppen geschrieben wurden. Im Wesentlichen passierte Folgendes: Die Gehirnströme tastete man über Elektroden ab, digitalisierte sie und leitete sie an einen übergeordneten Großrechner weiter. Dieser Hauptrechner war leistungsfähig genug, ein neues, resultierendes Signal zu berechnen, das er wiederum an eine Ausgabebaugruppe zurückgab, die das neue Signal über andere Elektroden ins Gehirn zurückspielte. Möglicherweise wurden für kompliziertere Berechnungen, die nicht in Echtzeit erfolgen mussten, über die Modemleitungen weitere

Großrechner hinzugezogen. Im Grunde genommen bildete man die Funktionen des alten Analogrechners digital nach.“

„Worin bestand dann der funktionale Gewinn? Es waren noch mehr und noch komplexere Rechnerschränke notwendig, um das gleiche Resultat wie mit dem primitiven Analogrechner zu erzielen.“

„Wenn man das gleiche Resultat im Sinn hatte, magst du recht haben. Aber man wollte mehr. Wenn sich Schmerz ausschalten lässt, kann man auch andere Empfindungen synthetisieren? Kann man Hass erzeugen? Freude? Trauer? Oder kann man vielleicht sogar Einfluss auf die Physiologie eines Menschen nehmen, indem man ihn stärker macht? Oder schneller? Mit einem Digitalrechner ließen sich die Signale in einem viel breiteren Umfang verändern, manipulieren und modulieren als mit einem simplen Analogrechner. Man forschte einige Jahre weiter und kam zu faszinierenden Ergebnissen. Denk mal an die Gewichte im Fitnessraum und daran, dass er 1989 zuletzt benutzt wurde. Dämmerts?“

Juri zuckte fragend mit den Schultern.

„Als der Bunker zur Wendezeit aufgegeben werden musste und sie mit diesen Hanteln zum letzten Mal trainieren konnten, wären die Kinder zwischen zehn und vierzehn Jahre alt.“

Juri riss die Augen auf, als er zu verstehen begann.

„Nein, das kann nicht sein. Auf keinen Fall!“

„Menschlichen Muskeln, Knochen und Gelenken sind weitere Grenzen gesetzt, als wir im Alltag üblicherweise ausloten. Die Schranke, die es zu überwinden gilt, liegt zu allererst im Gehirn!

Jetzt stell dir vor, dass man den kleinen Muskelprotzen neben dem Schusswaffengebrauch noch die eine oder andere weitere Technik des Tötens beigebracht hat, und schon hast

du den ultimativen Killer, der bei jedem Zweikampf Mann gegen Mann schon allein kräftemäßig garantiert die Oberhand behält. Wozu, frage ich dich, mag jemand fähig sein, der keinerlei Schmerzen verspürt?"

„Aber du hast vergessen, dass sie eine fette Nabelschur zu einem Großrechner hinter sich her schleppen!"

„Na ja, eben nicht. Ich fand auf der Festplatte eine ORCAD-Datei mit einem Schaltplan und einer Leiterplattenzeichnung." Paul tippte auf eine Zeichnung, die vor ihm auf dem Couchtisch lag. „Der Schaltplan beschreibt eine kleine, kompakte Baugruppe, deren Bedeutung mir zunächst nicht ganz klar war. Ein Teil der Schaltung ist ein Kurzwellen-Sender-Empfänger-Teil, wobei der Sender aber nur eine Leistung im Milliwattbereich hat. Das Ganze ist mit einem Mikroprozessor gekoppelt, der mit mehreren Speicherbänken und Analog-Wandlern zur Ein- und Ausgabe von Signalen verbunden ist."

„Klingt so, als würdest du die Traforeglerbaugruppe beschreiben, die wir im letzten Monat in der Firma in die Produktion eingeführt haben."

„Da hast du nicht ganz Unrecht, nur dass unsere Freunde hier die mehrlagige Leiterplatte so entflochten haben, dass sich ein äußerst kompaktes Gerät in der Größe einer Zigarettenschachtel ergibt. Es besitzt einen Programmierstecker, drei Analogeingänge im Mikrovoltbereich, fünf Ausgänge für Millivolt-Signale und einen 5-Volt-Binärausgang. Ich habe mich gefragt, ob wir es hier mit einer tragbaren Version der Ristingson-Rückkopplung zu tun haben könnten."

„Ein wenig kenne ich mich auch in der Materie aus. Du kannst mir nicht erzählen, dass sie in der Lage waren, die

Leistungsfähigkeit eines Großrechnernetzwerks in eine Zigarettenschachtel zu quetschen.“

„Nein, natürlich nicht, aber das war auch gar nicht notwendig. Sie haben jahrelang experimentiert, bis sie herausgefunden hatten, welche Gehirnwellen sie auf welche Art auch immer einspeisen müssen, um die gewünschten Reaktionen zu erzielen. Die herausgeforschten und berechneten Wellenformen haben sie einfach als fertiges Muster in diesem kleinen Walkman abgespeichert. Zum Abspielen dieser Gehirnmusik reichte auch ein mickriger Prozessor aus. Et voilà: Ab da keine Nabelschnur mehr, sondern nur ein unscheinbares Kästchen in der Jackentasche und ein dünnes Bündel Golddrähte durch eine Bohrung im Schädel. Und plötzlich stellten sich mir ganz andere Fragen! Wie hat die Stasi dafür gesorgt, dass diese elektronisch gepimpten Superkrieger auch nach der Wende bei der Stange blieben? Wie könnte man sicherstellen, dass sie sich nicht gegen einen selbst wenden oder einfach abhauen und zum Feind überlaufen oder ganz einfach keinen Bock mehr auf den ganzen Scheiß haben? Wie kann man sie kontrollieren und dazu bringen, sich zum Beispiel wie geschehen bei einem Attentat selbst zu opfern?“

„Ich ahne es.“

„Diese Zigarettenschachtel stellt eine Art von mehrkanaliger Funkfernsteuerung dar, mit der ein Außenstehender in der Lage war, eine Musik vorzugeben, mit der unsere Helden zu willenlosen Sklaven werden. Auf Knopfdruck konnte man die Superkrieger zu unbesiegbaren, schmerzunempfindlichen Ninjas machen, aber genauso gut auch zu sabbernden Babys, winselnd vor irrsinnigem Leid. Man konnte sie augenblicklich in Bewusstlosigkeit versetzen oder

durch Stimulierung des Glückszentrums belohnen. Ich bin mir sicher, dass man sie per Knopfdruck auch töten konnte. Es gibt da ein Stückchen Programmcode, den ein Spaßvogel mit *R.I.P.* kommentiert hat. Und wenn ich die PC-Programme richtig verstanden habe, war man sogar in der Lage, das Bild eines Gegners ins Gehirn zu beamen, verbunden mit einem überbordenden Gefühl von Hass, oder das Bild eines vermeintlichen Freundes und das Gefühl von Liebe oder absolutem Gehorsam. Unsere Superhelden ließen sich elektronisch auf einen beliebigen Befehlsgeber fixieren. Wer eine anspruchslose, fast unbesiegbare Marionette für schwierige Aufträge sucht, die auf Knopfdruck treu bis in den eigenen Tod ist, wäre mit dieser Technologie am Ziel seiner Träume. Ich könnte mir gut vorstellen, dass bestimmte Organisationen auf der Welt sehr viel Geld dafür lockermachen würden. Und da komme ich schon zu dem erwähnten Foto, einem letzten Puzzleteil: die Porträtaufnahme meines verständnisvollen, väterlich lächelnden Freundes, Stasi-Oberst Brandt!"

„Soll ich mich jetzt etwa wundern? Möglicherweise wird der Typ sich demnächst in den Arsch beißen, dass er dich damals laufengelassen hat!"

Die gefundenen Informationen hatten sich zu einem schlüssigen Bild ergänzt. Ob die verlassene Anlage wirklich in Zusammenhang mit dem Attentat stand, würden mit hoher Wahrscheinlichkeit DNA-Spuren zeigen, die selbst nach all den Jahren im Bunker noch existieren sollten. Die Stasi war bei der Beseitigung der Beweise schlampig vorgegangen, und die Möglichkeiten einer modernen DNA-Analytik waren zu der damaligen Zeit ebenfalls noch nicht absehbar. Paul und Juri

hatten ihren Teil getan. Der Rest lang nun bei den Ermittlungsbehörden.

Der grauhaarige Mann saß vor dem Fernsehgerät, um sich die neuesten Nachrichten anzusehen, als es an der Tür klopfte. Er nahm die *Makarov PB* mit dem aufgesetzten Schalldämpfer vom Tisch und ging leise zur Tür. Ein kurzer Blick durch den Spion, dann öffnete er die Tür für einen Gast, den er bereits erwartet hatte.

„Kommen sie herein und setzen sie sich, Genosse Leutnant! Haben sie die Videokassette?“

„Ja, Genosse Oberst. Soll ich sie einlegen?“

Seit das automatische Überwachungssystem aus der verlassenen Bunkeranlage den Alarm gemeldet hatte, waren drei wertvolle Stunden verstrichen. Natürlich konnte es nur ein Zufall sein, dass kurz nach der Operation an der Tankstelle die Überwachungsanlage des Bunkers anschlug. Denkbar war ein technischer Defekt oder auch neugierige Jugendliche, die den Zugang freigelegt haben könnten. Einen schnellen Fahndungserfolg der Sicherheitsbehörden schloss der Oberst aus, andernfalls hätte ihn bereits eine Warnung erreicht.

Es grenzte schon fast an ein Wunder, dass die Elektronik nach all den Jahren im Prinzip noch funktionsfähig war. Trotzdem hatte die Zeit Spuren an der Aufnahmetechnik hinterlassen. Unscharf flimmerten verwaschene Bilder, immer wieder von diagonalen Streifen unterbrochen, über den Monitor. Mit zunehmender Laufzeit des Bandes riss die Synchronisation der Bildfolgen immer öfter ab, so dass die Bilder auf dem Fernsehgerät nach oben oder unten wegliefen und der Ton von einem heftigen Knattern unterlegt war. Die

Kamera hatte mit ihrem Weitwinkelobjektiv einen großen Teil des Rechnerraums erfasst. Zunächst liefen weder Juri noch Paul durch das Bild. Nur ein Teil der Unterhaltung, die sie führten, drang zu leise und zu undeutlich zwischen den Störgeräuschen hindurch, um einzelne Worte oder sogar Sätze heraushören zu können. Plötzlich lief Juri in einer kurzen Sequenz dicht an der Kamera vorbei. Der Oberst stoppte den Videorekorder und ließ den Film langsam und Bild für Bild rückwärts laufen. Als sich Juris Oberkörper und sein Kopf im Profil deutlich abbildeten, hielt der Oberst den Film an. „Kennen sie den?“, wandte er sich an den Mann neben sich.

„Nein. Das Gesicht kommt mir nicht bekannt vor. Er scheint nicht von der Polizei zu sein, er hat eine Motorradjacke an. Vielleicht nur irgendjemand, der neugierig war und den Bunker zufällig entdeckt hat.“

„Wie erklären sie sich, dass im Rechnerraum das Licht brennt?“

„Er muss das Notstromaggregat in Gang gesetzt haben, sonst hätten wir auch keine Signale von der Überwachungsanlage empfangen und könnten uns jetzt kein Videoband ansehen.“

Der Oberst ließ den Film wieder vorwärts laufen. Zu sehen war, wie Juri sich über die Tastatur eines Terminals beugt. Der Ton war jetzt endgültig in ein lautes Knattern übergegangen.

„Was treibt der da?“, fragte der Oberst.

„Ich denke, er versucht vergeblich, den *ESER* hochzufahren.“

„Und warum kann ich dann sehen, dass auf dem Monitor irgendwelche Buchstaben erscheinen?“, fragte der Oberst in einer etwas schärferen Tonlage.

„Die Maschine steht im Urlader und wartet darauf, dass die Magnettrommel eingelegt wird. Als wir das Objekt aufgeben mussten, haben wir alle Datenträger mitgenommen. Das System ist definitiv nicht mehr lauffähig. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer!“

Auch Paul trat nun ins Bild und blieb mit dem Rücken zur Kamera neben Juri am Terminal stehen. Dann drehte er sich um und verschwand dicht an der Linse vorbei in Richtung des Nebenraums. Wieder stoppte der Oberst das Band und ließ es langsam rückwärts laufen, bis Pauls Gesicht deutlich von schräg vorn zu sehen war. Der Oberst kniff nachdenklich seine Augen zusammen, von der Tatsache beunruhigt, dass ihm der Mann auf dem Bildschirm bekannt vorkam. Bis Ende 1989, dem Jahr der Schande, hatte er alle Verräter und potenziellen Gefahrenherde eliminiert. Es waren verdammt hohe Opfer notwendig gewesen, um sicherzustellen, dass er und seine Gruppe im Untergrund unentdeckt weiterexistieren konnten. Jetzt, wo er kurz davor stand, die Ernte einzufahren, tauchte möglicherweise eine Verbindung in die Vergangenheit auf, die er damals übersehen hatte. Er ließ den Film weiterlaufen, bis die Bildfolge gänzlich abbriss, dann schaltete er das Gerät ab.

„Darf ich einen Vorschlag unterbreiten, Genosse Oberst? Ich werde unseren Mann bei der Kripo in Kenntnis setzen, damit er vorbereitet ist. Wenn die beiden wirklich etwas Verdächtiges gefunden haben sollten und sich bei der Polizei melden, wird er sie entweder abfangen oder uns zumindest so viel Vorsprung verschaffen, dass wir die Informanten rechtzeitig ausschalten können.“

„In Ordnung. Halten sie die Partisanen in Bereitschaft. Und denken sie daran, dass wir uns keinerlei Fehler erlauben dürfen.“

„Jawohl, Genosse Oberst!“ Eilig sprang der Leutnant auf und verließ die Wohnung.

Paul schaltete den Fernseher auf einen Nachrichtensender um. Ausführlich wurde über das Attentat auf den Innenminister des Landes Brandenburg und seinen südkoreanischen Gast berichtet. Man zeigte Bilder der verbrannten Autos und der mit Tüchern abgedeckten Leichen. Sie hörten Interviews mit den Angestellten der Tankstelle und das Statement des Ministerpräsidenten. Auch der Sprecher des Kanzleramtes verlas eine Stellungnahme. Die Reporter versuchten sich in verschiedenen Spekulationen über die Hintergründe und Querbezüge zu anderen Attentaten der Vergangenheit, angefangen von der RAF bis hin zu islamistischen Selbstmordanschlägen. Ein Bekennerschreiben lag noch nicht vor. Als sich die Beiträge zu wiederholen begannen, drehte Paul den Ton leiser.

Sie hingen ihren Gedanken nach und nippten von Zeit zu Zeit an ihren Weingläsern, bis Paul das Schweigen unterbrach. „Hast du Anna Bescheid gesagt, wo wir sind?“

„Ja und nein. Sie verbringt das Wochenende bei ihrer Freundin in Berlin. Ich habe ihr vorhin eine SMS geschickt und mitgeteilt, dass wir gut angekommen sind, damit sie sich keine Sorgen macht. Mehr weiß sie nicht.“

Paul nickte verständnisvoll. Anna wäre sicher aus allen Wolken gefallen, wenn sie erfahren hätte, dass ihr Lebensgefährte das Attentat hautnah miterlebt hatte. Wahrscheinlich wäre sie sogar sofort aus Berlin

zurückgekehrt, aber Juri war es lieber, wenn Anna das Wochenende bei ihrer Freundin unbeschwert genießen konnte. Aber er machte sich Sorgen.

„Paul, mein Guter, ich mache mir so meine Gedanken. Es war schon ein irrwitziger Zufall, dass wir genau im falschen oder von mir aus richtigen Moment an der Tankstelle standen und dass ausgerechnet du derjenige bist, der etwas über diesen Bunker wusste. Wir hatten unglaublich viel Glück, den Eingang und dann auch den ganzen Datenmüll zu finden. Ich denke, dass die Welt nur im Gleichgewicht bleiben kann, wenn uns demnächst eine Menge Unglück widerfährt. Was meinst du?“

Paul grinste. „So war es doch immer.“

„Abgesehen von uns standen noch ein paar mehr Leute an der Tankstelle herum. Vielleicht war ein Ex-Stasi dabei und hat die Aktion überwacht oder sogar die Knöpfchen auf der Fernbedienung gedrückt. Es ist denkbar, dass du erkannt worden bist.“

„Glaube ich nicht. Hätten wir dann nicht schon eine Kugel im Kopf?“

„Ungemein tröstlich! Deine offene und geradlinige Art erwärmt mein Herz stets von Neuem, weißt du das?“

„Aber du hast recht. Wir sollten wenigstens die nächsten Tage ein wenig auf der Hut sein. Ich rufe morgen früh bei diesem Grundmeier von der Kripo an. Dann sehen wir weiter.“

„Morgen ist Sonnabend. Meinst du, er ist im Büro?“

„Da bin ich mir mehr als sicher. Was hast du für morgen vor?“

„Der Spaß am Motorradfahren ist mir vergangen. Ich fahre nach Hause, und du rufst mich an, wenn klar ist, wie es weitergeht. Okay?“

„Okay. Langsam werde ich müde. Lass uns für heute Schluss machen.“

Sowohl Paul als auch Juri schliefen in dieser Nacht unruhig. Unausgeruht standen sie zeitig auf und tranken noch schnell zusammen einen Kaffee, bevor Juri seinen Gepäcksack auf das Motorrad band und sich verabschiedete. Paul beschäftigte sich noch eine Zeit lang mit dem Schaltplan und spielte mit den Programmen für den Ristingson-Generator herum, bevor er die Visitenkarte des Ermittlungsbeamten der Kriminalpolizei aus seiner Brieftasche zog, um ihn unter der Telefonnummer des Büros anzurufen. Wenn Paul richtig lag, würde bei der Polizei Hochbetrieb herrschen. Bereits nach dem ersten Klingeln wurde der Hörer abgenommen, doch es meldete sich nicht die von Paul erwartete Stimme mit dem fränkischen Akzent.

„Kripo Potsdam, Nauer am Apparat. Mit wem spreche ich?“

Paul sah noch einmal auf die Visitenkarten, doch er hatte sich nicht geirrt und die Nummer des Ermittlungsleiters gewählt. „Paul Berger am Apparat. Ich bin einer der Zeugen des gestrigen Attentats. Ich würde gern mit ...“ – Paul las den Namen auf der Visitenkarte – „... Hauptkommissar Grundmeier sprechen.“ Diesem Grundmeier war Paul bereit zu vertrauen. Sein Dialekt ließ hoffen, dass er als Westimport nach Potsdam gekommen war und eine Verstrickung in die Belange der Staatssicherheit unwahrscheinlich erschien.

„Guten Tag, Herr Berger. Hauptkommissar Grundmeier ist in einer Besprechung. Wenn sie eine Aussage machen wollen, nehme ich sie gern entgegen.“

Paul war unschlüssig. Natürlich wäre es klug gewesen, vorsichtig vorzugehen, aber genauso war auch höchste Eile

geboten. Allerdings war Paul auch klar, dass seine Geschichte nicht besonders glaubhaft klang.

„Es ist etwas schwierig am Telefon, aber ich bin auf eine Reihe von Hinweisen gestoßen, die auf eine Verstrickung von ehemaligen Mitarbeitern der DDR-Staatssicherheit hindeuten. Ich weiß, dass das ziemlich bescheuert klingt, aber ich bin in Besitz von Material, das meine These untermauert, und würde gern damit möglichst heute noch bei ihnen vorbei kommen.“

Auf der anderen Seite der Telefonleitung blieb es einen Moment lang still. Paul befürchtete bereits, eine Ablehnung zu hören, als sich der Beamte mit einem Räuspern wieder meldete.

„Das klingt sehr interessant, Herr Berger. Wo befinden sie sich denn derzeit? Wollten sie und ihr Freund nicht eine Motorradtour in Richtung Ostsee unternehmen?“

„Wir haben die Tour abgebrochen. Momentan bin ich wieder in meinem Wohnort.“

„Ich könnte für sie einen Termin heute Nachmittag reservieren. Sagen wir um vierzehn Uhr, hier im Präsidium in der Brunckstraße?“

„Gern. Vielen Dank. Ich hatte eigentlich erwartet, dass sie mich als Spinner abstempeln.“

„Wir gehen jedem Hinweis nach. Ich habe hier ihre Handynummer. Bitte lassen sie ihr Gerät an, falls ich den Termin noch mal verschieben muss. Hier geht es zur Zeit etwas hektisch zu.“

„Natürlich, kein Problem, ich schalte mein Handy gleich ein.“

„Falls wir uns bis dahin nicht mehr sprechen, sehen wir uns um vierzehn Uhr. Bis dann!“

Das ging ja glatter, als Paul befürchtet hatte. Von diesem Nauer hätte er wirklich mehr Skepsis erwartet. Aber vielleicht konnte er seine Zweifel nur gut verbergen. Paul hatte jedenfalls ausreichend Material parat, um bei der Polizei wenigstens Interesse zu wecken. Wenn er richtig lag, würde die Spurensicherung im Bunker seine Theorie beweisen. Wenn nicht, lieferte er zumindest eine schöne Gruselgeschichte für die Medien.

Paul wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass das Feuer alle Spuren bereits ausgelöscht hatte.

Nauer legte den Hörer auf das Telefon zurück. Der Mann, der ihm gegenüber saß, sah ihn fragend an.

„Ja, er war es. Und er scheint wirklich etwas herausgefunden zu haben.“

„Das wissen wir bereits. Aber kann er uns schaden?“

„Er sagte, dass er irgendwelches Material besitzt.“

„Ich werde mich um ihn kümmern.“

Der Leutnant stand auf und verließ den Raum.

Geschnappt

Gegen zehn Uhr ließ sich der Hunger nicht länger ignorieren und Paul legte den LötKolben zur Seite. Er sparte sich den Blick in den leeren Kühlschrank, und außer den Scheunen hatte sonntags sowieso nichts in der Kleinstadt geöffnet.

Paul schlenderte über den Marktplatz und lief durch einige der engen Gassen, bis er an die neu gepflasterte Straße kam, an deren Ende das kleine Scheunenviertel lag. Bereits im Mittelalter hatte man nach mehreren verheerenden Bränden die Strohlager der Bauern zur Sicherheit an den Stadtrand verlegt. Nach der Wende begann man, die verfallenen Scheunen nach und nach zu reparieren und auszubauen. Besonders an den Wochenenden wurde das kleine historische Viertel gern von den ihrer eigenen Stadt entfliehenden Berlinern besucht.

Es war bereits einiges im Scheunenviertel los. Die ersten Motorradfahrer saßen auf den Holzbänken vor der Bikerscheune und tranken Kaffee. Der Hofladen füllte sich langsam mit Touristen. Paul steuerte die Scheune an, die mit auffällig großen grün-weiß-roten Fahnen auf den aufgeklappten Toren auf sich aufmerksam machte. Ursprünglich für den Verkauf italienischen Porzellans eingerichtet, entstand statt dessen im Laufe der Jahre im Innern ein kleines Café. Neben Kuchen und Eis konnte man auch das eine oder andere handfestere Essen einnehmen, je nachdem, was die Küche gerade zu bieten hatte. Paul setzte sich meist an den aus alten Klinkersteinen gemauerten Tresen und schwatzte mit Uta oder Ulf, ihrem Mann, der eigentlich eine kleine Klempnerfirma

unterhielt und nur am Wochenende seiner Frau im Café aushalf.

Paul stieg - wie alle anderen Gäste vor ihm auch - über Schröder, den alten Rauhaardackel, der unbeeindruckt von all dem Treiben quer vor dem Eingang lag und nicht nur zu faul war, zur Seite zu gehen, sondern nicht einmal den Kopf hob. Wenigstens lag er nicht wie sonst quer auf der Straße und beschäftigte besorgte und ortsfremde Passanten, die sich um das scheinbar leblose Tier kümmern wollten. Schröder verriet sich jedoch durch Blinzeln, wenn man ihm die Sonne verdeckte. Vom Fleck bewegte er sich manchmal durch gutes Zureden, manchmal durch ausdauerndes Hupen, oft jedoch nur durch Wegtragen.

An zwei der fünf Tische in dem kleinen Lokal saßen bereits Gäste, tranken Kaffee und aßen Kuchen. Paul hatte sich Rührei mit Schinken und Tomate bestellt und war dabei, die Portion aufzugabeln, als eine schlanke, auffallend hübsche Frau die Scheune betrat. Das Motorrad, mit dem sie gekommen war, hatte sie draußen direkt neben dem großen, verglasten Scheunentor abgestellt. Paul sah in dem Moment von seinem Teller auf, als sie in der Tür ihren dunklen Helm mit dem getönten Visier abnahm, sich ihr hellblondes, fast schon weißes Haar aus dem Gesicht schüttelte und die Jacke ihres eng anliegenden schwarzen Motorradanzugs aus Leder öffnete. Paul schaffte es, an ihr vorbei durch die große Glastür auf ihr Motorrad zu schauen und war augenblicklich fasziniert. Von dem Modell konnte es höchstens eine Handvoll Maschinen geben. Paul erkannte das spartanische Design der Wettbewerbsmaschinen, die das Motorradwerk MZ in den 80er Jahren bei den Enduro-Weltmeisterschaften eingesetzt und

bemerkenswerte Erfolge eingefahren hatte. Die Maschine war eine absolute Rarität.

Die Frau sah sich suchend im Raum um, setzte sich dann in einigem Abstand zu Paul an den Tresen und bestellte sich einen Kaffee, den sie gleich bezahlte. Sie lächelte Paul kurz mit makellosen, weißen Zähnen an und widmete sich dann ihrer Tasse. Paul hatte den Teller Rührei, der vor ihm stand, bereits komplett vergessen.

„Hallo, entschuldige die Störung, aber du fährst ein tolles Motorrad. Das ist doch eine *MZ GT*, oder?“

„Ja.“ Sie wandte sich ihm lächelnd zu.

„Wie kommt man an so ein Motorrad? Das ist doch fast viel zu schade, um einfach so damit spazieren zu fahren.“

„Mein Onkel war Mechaniker beim Werksteam. Nach der Wende hat er *MZ* die alten Teile abgekauft und zwei Maschinen aufgebaut. Eine *505* und die *370* dort draußen. Du scheinst dich gut auszukennen. Fährst du auch Motorrad?“

„Ja, aber nichts annähernd so cooles wie du. Ich habe mir vor zwei Jahren eine *LC4 Enduro* zugelegt. Eine Geländemaschine ist hier nicht nur fürs Gelände gut, sondern schont auch den Rücken bei den vielen Schlaglöchern in der Gegend.“

„Bist du auch mit dem Motorrad hier?“

„Nein, ich wohne hier in der Stadt und will nur frühstücken. Kommst du öfter hierher ins Scheunenviertel?“

„Nein, heute zum ersten Mal. Ich will weiter in Richtung Linum, um mir die Störche und die Fischteiche anzusehen. Die ganze Gegend hier rund um das Rhinluch kenne ich noch nicht. Ich bin sonst hauptsächlich mehr im Süden von Berlin unterwegs.“

„Jedenfalls scheinen wir heute mehr Glück mit dem Wetter zu haben. Nach dem Gewitter gestern wird es heute trocken und etwas kühler bleiben.“ Ein Gespräch über das Wetter war hier auf dem Lande nie fehl am Platze. „Ich würde mir gern mal das Motorrad draußen ansehen.“

„Na klar, ich komme mit raus.“

Paul hatte als Jugendlicher alle Fotos und Berichte über die MZ-Werksmannschaft gesammelt, die er bekommen konnte. Es kam ihm immer wie die biblische Geschichte von David und Goliath vor, wenn die harten Jungs von MZ gegen die technologische Übermacht der westlichen Motorradfirmen antraten. Die simple und robuste Technik der leichten Geländemaschinen aus Ostdeutschland hatte nicht selten in den modernen Rittertournieren der *Six Days* gesiegt, die in Staub, Hitze, Schlamm und Geröll ausgefochten wurden. Unverkennbar der Kickstarter auf dem Kupplungsdeckel, der, nach vorn getreten, das Starten des Motors im Sitzen erlaubte. Kurios erschien auch die zur Verschleißminderung vollständig gekapselte Antriebskette, an der MZ als einziger Wettbewerber bis zur Einstellung der sportlichen Aktivitäten festhielt. Paul zückte sein Handy und machte eine Reihe von Fotos von dem Motorrad, während ihm die junge Frau einiges über die Technik erklärte. Paul ging zwei Schritte zurück, um zum Schluss noch ein gemeinsames Foto von der Maschine und deren Fahrerinnen zu machen. In dem Moment, als er den goldfarbenen Draht kurz aufschimmern sah, der hinten aus dem hochgestellten Kragen ihrer Lederjacke kommend zwischen ihren Haaren am Hinterkopf verschwand, durchfuhr ihn ein tiefer Schock und Paul wusste, dass er in der Falle saß. Wie war es ihnen gelungen, ihn so schnell aufzuspüren? Er begann

fieberhaft, seine Alternativen abzuwägen. Vor allem musste er Juri warnen!

Paul schwitzte. „Verdammt, jetzt ist der Speicher voll. Ich lösche mal kurz ein paar alte Bilder.“ Er versuchte so unauffällig wie möglich, auf dem Touchscreen seines Telefons einen Text einzutippen. Paul, der mit dem Rücken zu Straße stand, hörte, wie sich ein Fahrzeug schnell näherte und mit hartem Bremsen direkt hinter ihm zum Stehen kam. Es gelang ihm noch, die Nachricht abzusenden, dann drehte er sich zu dem Wagen um. Die Schiebetür eines dunklen Transporters flog auf. Um Pauls Oberarm schlossen sich von hinten zartgliedrige Frauenfinger schmerzhaft wie Stahlklammern, während der andere Arm mit einem Ruck hinter seinen Rücken gebogen wurde. Es gab nicht die geringste Chance, sich dem Griff zu entwinden. Aus dem Transporter sprang ein Mann mit kurz geschnittenem blondem Haar, der Paul packte und auf die hintere Sitzbank zu einem älteren Grauhaarigen stieß, der eine Pistole mit Schalldämpfer auf Paul richtete. Während die Frau von draußen die Tür des Wagens zuschob, ruckte der Transporter bereits an. Die ganze Aktion hatte nur wenige Augenblicke gedauert.

Der Mund von Oberst Brandt lächelte mit kalten Augen. Paul erkannte ihn sofort. „Guten Tag, Genosse Berger. Ich hoffe, wir haben sie nicht zu sehr erschreckt. Ich würde mich gern ein wenig mit ihnen unterhalten. Aber nicht hier im Auto, das wäre kein würdiger Rahmen. Ich lade sie deshalb zu einem Besuch auf mein Anwesen ein.“

„Wissen sie, auf dem Tresen im Café steht noch mein Frühstück. Lassen sie mich das noch kurz aufessen. Ich habe auch noch nicht bezahlt und mich noch nicht von meinen

Freunden verabschiedet. Was würden sie sagen, wenn einer ihrer Gäste so plötzlich ..."

Paul wurde ein mit einer stechend riechenden Flüssigkeit getränktes Tuch auf das Gesicht gedrückt. Er wehrte sich verzweifelt und versuchte, die Hand wegzudrücken, aber seine Kräfte erlahmten schnell. Der Oberst betätigte den Fensterheber und ließ die Scheibe etwas herab, um den Geruch des Betäubungsmittels aus dem Fond zu vertreiben. Es war das Letzte, was Paul noch wahrnahm, bevor ihn das Bewusstsein verließ. Der Oberst steckte seine Pistole weg und holte statt dessen ein Telefon hervor, auf dem er eine eingespeicherte Nummer wählte.

„Wie sieht es bei Ihnen aus? Haben Sie den Anderen?“

„Bis jetzt nicht, Genosse Oberst, er war nicht im Haus. Leider steht das Objekt frei im Gelände und ist gut einsehbar. Wir schauen uns noch ein wenig in der Gegend um und ziehen uns dann mit dem Wagen in einen der Waldwege zurück. Sergej wartet im Haus auf die Zielperson. Im Hof stehen ein Auto und ein Motorrad. Möglicherweise ist er irgendwo in der Nähe zu Fuß unterwegs.“

„Was ist mit seinem Handy?“

„Die Ortung ist zu ungenau. Wir konnten seinen Standort nur auf einen Radius von zwei Kilometern eingrenzen. So einsam, wie das hier draußen ist, wundert es mich, dass Handys überhaupt funktionieren. Aber er scheint noch in der Gegend zu sein. Augenblick.“ Es trat eine kurze Pause ein. „Eben hat er sein Handy ausgeschaltet.“

„Suchen Sie die Gegend gründlich ab! Ab jetzt will ich zu jeder vollen Stunde eine telefonische Meldung über den Status der Aktion. Ende.“

Verdammt. Vielleicht hatte Berger seinen Freund noch warnen können. Er wand Paul das Telefon aus der Hand. Nach einigem Herumprobieren fand er den Knopf und schaltete es ein. Auf dem großen Display des Smartphones erschien eine Passwortabfrage. Ärgerlich schaltete der Oberst das Telefon wieder aus und dachte darüber nach, wie er mit Paul Berger verfahren sollte.

In der Falle

Das Gehöft, das Juri mit seiner Lebensgefährtin Anna bewohnte, lag abseits der nächsten Landstraße einzeln inmitten von Weiden und Feldern auf einer mit alten Eichen bewachsenen kleinen Anhöhe. Zu dem Hof gehörten neben dem Wohnhaus zwei Scheunen und ein vier Hektar großes, von einem niedrigen Holzzaun gesäumtes Grasland, das direkt hinter dem Gehöft begann und sich den Hügel hinab einige Hundert Meter bis zum Waldrand erstreckte. In der Mitte der Wiese befand sich ein kleiner, zur Hälfte mit Schilf und Seerosen zugewachsener Teich. Übermannshoher Holunder, Hagebutten- und Sanddornbüsche säumten das Ufer. Juri saß auf einem schmalen Badesteg und ließ die Beine ins Wasser baumeln.

Es war ein wunderschöner Vormittag im Sommer. Der starke Regen vom Vortag hatte den Wasserspiegel des Teiches merklich angehoben, der aus einer von Sumpfdotterblumen, Lilien und Pestwurz verborgenen morastigen Quelle am Teichrand gespeist wurde.

Juri dachte nach, wie er am Sinnvollsten die Zeit bis zu Annas Rückkehr verbringen könnte, als er im Augenwinkel eine Bewegung bemerkte. Von dort, wo er saß, ließ sich gut der Sandweg überblicken, der vom Waldrand kommend zu seinem Gehöft führte. Ein dunkler Van näherte sich langsam seinem Haus und blieb davor stehen. Juri, der darüber sinnierte, wer da wohl zu Besuch kam, zögerte noch einen Augenblick, als drei in dunkle Anzüge gekleidete Männer aus dem Wagen stiegen. Juri war durch die Büsche gut versteckt und wartete unschlüssig ab. Da meldete sein Handy eine eingehende SMS von Paul.

„bin in klemme, nauer ist stasi, handyortung?“

Juri musste die Nachricht dreimal lesen, bevor er deren Tragweite begriff, sich auf den Bauch warf und sein Telefon ausschaltete. Vom Haus aus war er nicht zu sehen, aber er saß trotzdem in der Falle. Den Teich umgab ein dichter Ring Buschwerk und Sträucher, doch um den herum befand sich nur vom Haus aus frei einsehbare Wiese. Bis zum Waldrand waren es nur etwa einhundert Meter, aber man würde ihn vom Hügel herab sofort entdecken. Außerdem boten die hohen schlanken Kiefern im Wald keine Deckung. Obwohl Juri regelmäßig größere Strecken joggte, blieb fraglich, ob er in der Lage sein würde, den Männern zu entkommen.

Einer von ihnen kam ohne Hast den Pfad zum Teich herab geschlendert. Juri sah sich nach einem Versteck um. Die lichten Büsche um ihn herum würden ihn nicht ausreichend verbergen können.

Der kräftig gebaute Mann mit den kurz geschorenen hellblonden Haaren trat auf den Holzsteg und sah sich um. Das Wasser des kleinen Teiches bewegte sich leicht. Aufmerksam suchte er die Wasseroberfläche ab und musterte dann die Sträucher und Büsche, die rings um den Teich wuchsen. Dann kniete er sich nieder und blickte vorsichtig unter den Holzsteg, ganz offensichtlich bemüht, dabei nicht nass zu werden. Da er nichts Verdächtiges finden konnte, stand er wieder auf, dreht dem Teich den Rücken zu und begab sich wieder auf den Pfad zurück zum Haus.

Wenige Meter vom Holzsteg entfernt hockte Juri am Rand des seichten Ufers im Wasser, das ihm bis zum Mund reichte, und atmete vorsichtig durch die Nase. Große, vom Ufer her über seinen Kopf ragende Pestwurz-Blätter machten ihn nahezu

unsichtbar für jemanden, der vom Ufer her die Wasseroberfläche absuchen würde. Das Wasser war zwar angenehm warm, aber seine Unterschenkel sanken langsam immer tiefer im Schlamm des Teichbodens ein. Juri hatte das Knarren der Holzbretter gehört, als der Mann den Steg betreten hatte. Die großen Blätter, die Juri verbargen, ließen nur einen Blick auf dessen Schuhe und Strümpfe zu. Als der Mann sich niederkniete, um unter den Steg zu blicken, konnte Juri deutlich das Bündel goldfarbener Drähte sehen, das aus dem Kragen der Anzugjacke kommend zwischen den kurzen Haaren verschwand.

Als der Mann den Steg verließ, entfernten sich die Schuhe aus Juris Gesichtsfeld. Doch wenige Augenblicke später bewegte sich ein großer dunkler Schatten im Bogen über ihn hinweg und fiel mit einem gewaltigen Platschen in die Mitte des Teiches. Juri erkannte den Findling, der kurz vorher noch ein Stück vom Steg entfernt am Rand des Pfades gelegen hatte. Juri schätzte das Gewicht des Steines, den der Mann mehrere Meter weit über seinen Kopf hinweg gestoßen hatte, auf mindestens einhundert Kilogramm. Der Einschlag verursachte Wellen, die über Juris Kopf schlugen und die Stiele der Wasserpflanzen zum Wippen brachten. Juri versuchte sich vorzustellen, wie weit er selbst wohl als Wurfgeschoss fliegen würde, klammerte sich an einer Wurzel am Teichboden fest, atmete aus und tauchte unter. In der Minute, die er abgetaucht blieb, beruhigte sich die Teichoberfläche so weit, dass die schwankenden Pflanzen wieder ein blickdichtes Dach über seinem Kopf bildeten. Kurz darauf erschien der Mann am anderen Ufer zwischen den Sträuchern, um die Wasseroberfläche zu beobachten. Noch hatte er Juris Kopf zwischen den Blättern nicht entdeckt,

aber es sah nicht so aus, als ob er seine Suche bald aufgeben würde. Juri blieb keine andere Wahl, als im Schlamm kniend weiter auszuharren. Wenigstens hielt der Mann respektvollen Abstand zum matschigen Ufer.

Das Lager

Paul wachte mit heftigen Kopfschmerzen in einem winzigen fensterlosen Raum auf, dessen einzige Einrichtung aus einem eisernen Bettgestell mit einer fleckigen Matratze bestand. Eine massive Stahltür ohne Türklinke rundete den trostlosen Eindruck seiner Zelle ab, die von zwei Leuchtstoffröhren grell ausgeleuchtet wurde. In gewisser Weise ähnelte der Raum den Zellen im Bunker, wenn man davon absah, dass Toilette und Waschbecken fehlten. Paul sah an sich herab und griff in seine Hosentaschen, aber Telefon, Schlüsselbund und Brieftasche hatte man ihm abgenommen. Er machte sich keinerlei Illusionen über seine Situation und setzte seine ganze Hoffnung darauf, dass Juri ihnen nicht auch noch in die Hände gefallen war.

Pauls Erwachen wurde durch den in die Tür eingelassenen Spion bemerkt. Die Tür öffnete sich und einer der Männer, die Paul gefasst hatten, zog ihn wortlos am Arm hoch und schob ihn unsanft aus der Zelle. Sie befanden sich in einem Kellergang, an dessen Ende eine Treppe nach oben führte. Paul zählte links und rechts des Ganges jeweils zehn massive Stahltüren. Einige der Türen wiesen Dellen auf, als hätte jemand mit einem schweren Vorschlaghammer von innen versucht, die Tür zu öffnen. Paul wurde die Treppe hinauf und durch einen hohen Raum geführt, der offenbar, wie Paul erleichtert feststellte, kein Teil eines anderen Bunkers sein konnte. Vielmehr schien es sich bei dem Gebäude um ein altes, herrschaftliches Haus mit stuckverzierten Räumen zu handeln. Sie befanden sich in einer Art von Eingangshalle, die von kristallinen Wandlampen in ein trübes, gelbliches

Licht getaucht wurde. Durch die mit schweren Gardinen verhangenen Fenster und die geschlossenen Fensterläden drang so gut wie kein Tageslicht herein.

Pauls Wächter schob ihn durch eine der hohen, altertümlichen Türen. Sie betraten einen kleinen Saal, der von mehreren Wand- und Stehlampen nur schwach beleuchtet wurde. Oberst Brandt saß am anderen Ende an einem großen, mit Schnitzereien verzierten Mahagoni-Schreibtisch, auf dem neben Tischlampe und Telefon ein aufgeklapptes Notebook stand. An der linken und rechten Wand reihten sich Stühle mit hohen Rückenlehnen aneinander, deren Verzierungen denen des Schreibtischs ähnelten. Der Mann, der Paul ins Zimmer gebracht hatte, schloss die Tür hinter sich und schob Paul vor sich her bis direkt vor den Schreibtisch und zu dem einzelnen Hocker, auf den der Oberst deutete.

„Hinsetzen!“

Nachdem Paul sich gesetzt hatte, stellte sich der Wachmann hinter ihn und legte eine Hand schwer auf seine Schulter. Der Oberst begann ohne Umschweife.

„Sie haben sich in eine verfahrenere Situation manövriert, Genosse Berger. Vor zwanzig Jahren legten Sie einen Eid auf die Deutsche Demokratische Republik ab. Als Sie damals mit den Verlegearbeiten betraut wurden, sind Sie belehrt worden, absolute Vertraulichkeit zu wahren. Sie dagegen haben Ihren Eid gebrochen und Geheimnisverrat begangen. Wussten Sie, dass darauf in der DDR lange Zeit die Todesstrafe stand?“ Der Oberst sah Paul mit zusammengekniffenen Augen und einem Blick an, der wenig Menschliches an sich hatte, dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück. Die offene Jacke gab den Blick auf sein Pistolenhalfter frei.

Er hoffte, dass man ihn, Paul, nur einschüchtern wollte, aber sehr wohl traute er dem Oberst zu, dass es neben Karl weitere Fälle gegeben hatte, in denen ein solches Urteil nicht nur gesprochen, sondern auch vollstreckt worden war. Doch Paul war nicht bereit, die Welt kampflos zu verlassen und dachte fieberhaft über einen Ausweg nach. Zu allererst galt es, Zeit zu gewinnen.

„Sie sind gestern mit Ihrem Freund widerrechtlich in das Objekt eingedrungen. Allein dafür gehören Sie vor ein Erschießungskommando.“ Der Oberst machte eine kleine Pause, um seine martialischen Worte wirken zu lassen. „Ich bin jedoch bereit, Gnade walten lassen. Legen Sie ein umfassendes Geständnis ab, händigen Sie mir alle Informationen aus, die Sie über den Bunker gesammelt haben und helfen Sie uns, diesen Juri Tischer aufzugreifen. In diesem Fall könnte ich mir vorstellen, Sie laufen zu lassen. Sie müssen mir allerdings Ihr Ehrenwort geben, ab jetzt Stillschweigen zu bewahren. So, wie ich Sie kenne, ist auf Ihr Ehrenwort Verlass!“

Juri war ihnen also bisher entkommen. Paul zweifelte keinen Augenblick daran, dass der Oberst ihn und Juri auf der Stelle beseitigen lassen würde, sobald er sie erst beide in den Fingern hatte. Aber hier deutete sich eine Chance für eine lebensverlängernde Maßnahme an. Zunächst war es wichtig, auf diesen Irren einzugehen.

„Habe ich Ihr Wort darauf, dass Sie mich und Juri laufen lassen, wenn ich Ihnen alles gebe, was Sie haben wollen?“

Mit schiefem Grinsen bleckte der Oberst seine gelblichen Zähne. „Selbstverständlich. Wenn ich mit Herrn Tischer gesprochen habe und sie beide mir versichern, Stillschweigen zu bewahren, dürfen sie als freie Menschen gehen. Zunächst

würde mich interessieren, wieso Sie den Bunker aufgesucht haben.“

Paul musste jetzt sehr genau abwägen, was er dem Oberst sagen konnte und was nicht. Dass er Juri nicht gefährden durfte, hatte oberste Priorität, denn er war zurzeit ihre gemeinsame Lebensversicherung. Außerdem dürfte sich Paul auf keinen Fall beim Lügen erwischen lassen. Alles hatte stichhaltig zu klingen.

„Juri und ich waren zufällig Zeuge des Attentats an der Tankstelle. Als ich die Attentäter sah, habe ich mich an etwas erinnert, das mir Karl damals in der Nacht vor seinem Unfall erzählt hatte. Sie erinnern sich doch an Unteroffizier Klinkmüller?“

„Ja, natürlich. Ein tragischer Unfall, und ausgerechnet am letzten Tag. Jammerschade um ihn.“

Paul musste seine Wut über die Scheinheiligkeit des alten Mannes unterdrücken. Sein Wissen über das Abhörgerät konnte er nicht preisgeben, um sich gegenüber dem Oberst so harmlos wie möglich zu präsentieren. Solange Karls Tod offiziell ein Unfall blieb, würde das Angebot, das Paul dem Oberst machen wollte, glaubhafter klingen.

„Es war ein Schock für mich. Ich werfe mir noch heute vor, nicht mit in den Schacht gestiegen zu sein. Ich bin sicher, dass ich den Unfall hätte verhindern können. Wissen Sie, Karl wollte mir damals weismachen, dass er in dem Bunker Kinder gesehen hätte. Kinder mit dreieckigen Kopfwunden. Jedenfalls, warum auch immer, aber als ich die Attentäter sah, hatten die solche merkwürdigen Narben auf dem Kopf. Da ist mir eben, ich weiß auch nicht, warum, spontan die Geschichte von damals eingefallen. Und da wir auf unserer Tour mit den Motorrädern an dem Waldstück vorbei kommen

würden, dachte ich, dass ich meinem Freund Juri mal so einen ehemaligen NVA-Bunker zeigen könnte. Ich war überzeugt, eine verlassene, leergeräumte Anlage vorzufinden. Der gute Zustand des Bunkers hat mich schon überrascht.“

„Was haben Sie denn vorgefunden?“

Wenn der Oberst in der Lage gewesen war, ihn aufzuspüren, hatte man sicher auch bereits Pauls Wohnung durchsucht. Es wurde Zeit, in die Offensive zu gehen.

„Ich war überrascht, wie viel geheimes Material Ihre Leute übersehen haben, als man zur Wende den Bunker räumte. Die Carbon-Farbbänder in den Schreibmaschinen hatte man vergessen. Außerdem war offenbar niemand auf die Idee gekommen, die Rückseiten der Schränke nach Dingen zu untersuchen, die dahinter gerutscht sein könnten. Wir haben zwei Lochbänder und eine als Schrankfuß missbrauchte Festplatte entdeckt, intakt und voller Daten!“

Der Oberst beugte sich zur Seite, hob einen Karton auf, der neben seinem Sessel gestanden hatte, und stellte ihn vor sich auf den Schreibtisch. Dann nahm er die von Paul genannten Gegenstände heraus und legte sie nebeneinander auf den Tisch. Zuletzt folgte der Stapel mit den von Juri und Paul angefertigten Ausdrucken.

Paul suchte fieberhaft nach einer tragfähigen Lösung für sein Problem. Sein Unterbewusstsein signalisierte ihm, dass er im Keller etwas Wichtiges gesehen hatte. Etwas, das ihm jetzt vielleicht helfen könnte. *DIE ZERBEULTEN TÜREN!* Vielleicht hatte der Oberst ein dickes Problem, das sich ausnutzen ließ? Es wurde Zeit, zu pokern!

„Wissen Sie eigentlich, dass ich Softwareentwickler geworden bin? Nach meiner Armeezeit habe ich Informatik studiert, spezialisiert auf Automatisierungstechnik und

hardwarenahe Programmierung. Ich habe mir die Schaltpläne und die verschiedenen Programmcodes genau angesehen. Es würde mich *nicht* wundern, wenn die gleichen Dilettanten, die den Bunker ausgeräumt haben, auch die Schaltungen und die Programmierung entworfen haben. Es würde mich jedoch sehr wundern, wenn die Software jemals korrekt funktioniert hätte. Und noch mehr wundern würde mich, wenn die Geräte ..."

- Paul schob den Papierstapel auf dem Schreibtisch auseinander und zeigte auf den Schaltplan - „... heute noch fehlerfrei funktionieren. Die Schaltung hat ein eingebautes Verfallsdatum, wenn Sie verstehen, was ich meine. Es scheint, als hätte sich da jemand unentbehrlich machen wollen. Sehen Sie zum Beispiel die Kondensatoren hier? Falsch dimensioniert. Sieht lustig aus, wenn so eine kleine Mini-Zeitbombe zerplatzt. Von dem Innenleben des Bauteils bleibt nur eine rauchende Papierpyramide übrig. Unglücklicherweise wird dadurch auch der Prozessor wegen der ansteigenden Betriebsspannung in Mitleidenschaft gezogen. Der ist da sehr empfindlich!"

Paul glaubte zu erkennen, dass bei seinem Gegenüber das Interesse geweckt war, und beugte sich über den Schaltplan, um die Beschriftungen zu lesen. „Den Prozessor gibt es nicht mehr zu kaufen, weil er schon seit ewigen Zeiten nicht mehr hergestellt wird. Wäre nicht einfach, den bei einem Defekt durch einen ähnlichen Typ zu ersetzen, aber mit etwas Nachbesserungen an der Software nicht unmöglich.“

Jetzt wurde es spannend. Hatte der Oberst in seinem Team noch einen Elektronik-Spezialisten, der sich mit dieser Technik auskannte? Er versuchte, sich in die Wendezeit zurück- und in die Gedankengänge eines fähigen Technikers hineinzusetzen, wie er damals als Stasi-Mitarbeiter im

Bunker tätig gewesen sein könnte. Der SED-Staat zerfällt. Das Ministerium für Staatssicherheit wird aufgelöst und der Techniker wird quasi über Nacht arbeitslos. Jeder Stasi-Mitarbeiter ist im eigenen Land plötzlich stigmatisiert. Was würde in der neuen Gesellschaft aus jemandem werden, der in der Vergangenheit daran mitgewirkt hat, Kindern Elektroden in den Kopf zu bohren, um sie zu Monstern umzufunktionieren? Deshalb lautete damals sicher das Motto: Jeder ist sich selbst der Nächste. Die Führungsrige des MfS tauchte ab oder im Westen wieder auf, das NVA-Objekt als Schutzgürtel um den Bunker war in Auflösung begriffen und drohte, in absehbarer Zeit Eigentum der Bundeswehr zu werden. Damit war jeder der damals in diesem Bunker beschäftigten Leute für den Oberst ein Sicherheitsrisiko.

Aber das Projekt blieb in all den Jahren nach der Wende unentdeckt, obwohl eine ganz erhebliche Anzahl von Leuten eingeweiht gewesen sein musste. Hatte der gute Oberst den einen oder anderen Genossen gezwungenermaßen zum Schweigen gebracht, bevor der sein Wissen in klingende Münze oder wenigstens in eine gesicherte Zukunft umsetzt? Wem hätte er noch trauen können? Sicher sein konnte er sich nur der Ergebnisheit der elektronischen Puppen, die durch die Geräte automatisch seine Gefangenen blieben, und Paul hatte bisher neben dem Oberst nur diese Recken mit den goldfarbenen Drähten im Nacken zu Gesicht bekommen. Auch er, Paul, war nach dieser Theorie ein Sicherheitsrisiko für den Oberst. Es galt, unter allen Umständen Zeit zu gewinnen, um seine Flucht zu organisieren. Vielleicht würde die Masche mit der Geldgier funktionieren ...

„Wissen Sie, Oberst, ich weiß nicht genau, was Sie vorhaben und es ist mir im Grunde auch egal. Um den gegrillten Innenminister ist es nicht sonderlich schade. Ich glaube, dass Sie meine Hilfe gut gebrauchen könnten. Ich würde die Schaltung für Sie überarbeiten und die Geräte reparieren, die kaputt gehen. Ein kleinerer oder größerer Nebenverdienst käme mir zurzeit nicht ungelegen.“

Oberst Brandt dachte einen Moment lang nach, lehnte sich in seinem Sessel zurück und lächelte. „In Ordnung. Aber ich brauche einen Beweis Ihrer Loyalität. Helfen Sie uns, Ihren Freund zu finden.“

Dass sie Juri noch nicht gefunden hatten, war ein gutes Zeichen. Der Oberst hatte Pauls Handynummer und die Wohnungsadresse in Erfahrung bringen können. Seine Leute waren mit absoluter Sicherheit auch bereits auf Juri Gehöft, wenn auch scheinbar bisher erfolglos. Paul senkte den Kopf, als würde er sich in sein Schicksal ergeben und hoffte inbrünstig, dass er mit seiner Vermutung richtig liegen und Juri nicht ans Messer liefern würde.

„Na schön, er wohnt auf einem abseits gelegenen Gehöft in der Nähe von dem kleinen Ort Tiefenbruch. Ich kann Ihnen den genauen Ort auf der Karte zeigen.“

Der Oberst hieb plötzlich mit der flachen Hand auf den Tisch, sprang aus seinem Sessel auf und beugte sich weit in Pauls Richtung.

„HALTEN SIE MICH FÜR EINEN IDIOTEN?“, schrie er Paul an. „Sie haben ihn über Ihr Telefon gewarnt, kurz bevor wir Sie aufgreifen konnten. Natürlich ist er nicht mehr in dem Haus. Denken Sie, dass wir das nicht bereits überprüft haben?“

Paul tat überrascht. „Ich wollte ihn gerade anrufen, um mich mit ihm zu verabreden, als mich Ihre Amazone

einkassiert hat. Ich wusste nicht, dass Sie seine Adresse kennen."

Die Idee kam ganz plötzlich. Es gab da eine realistische Chance zu entkommen. Doch dazu brauchte Paul etwas, das sich wahrscheinlich noch in seiner Wohnung befand. „Darf ich?“, fragte Paul und zog den Karton zu sich heran. Mit einem schnellen Blick überzeugte er sich davon, dass der gewünschte Gegenstand nicht dabei war. „Nein, ist nicht dabei“, murmelte Paul, dann hob er entschuldigend die Hände. „Juri war sich gestern Abend noch nicht sicher, aber er wollte heute eventuell einen Freund in Berlin besuchen. Vielleicht ist er ja dort?“

„Wie lautet die Adresse?“

„Die habe ich leider nicht im Kopf. Aber ich bin mir sicher, dass ich sie irgendwann mal entweder in meinen PDA oder irgendwo zu Hause auf einen Schmierzettel geschrieben habe. Mit etwas Glück finde ich die Adresse vielleicht wieder.“

Der Oberst fixierte lange einen Punkt tief hinter Pauls Stirn, dann traf er eine Entscheidung. „Na schön, holen Sie die Adresse.“

„Wenn Sie erlauben, bringe ich gleich etwas Werkzeug für die Reparatur der Empfänger mit. Darf ich meine Brieftasche wiederhaben? Den Wohnungsschlüssel werde ich ebenfalls brauchen.“ Noch wichtiger als die Schlüssel war der kleine, unscheinbare Schlüsselanhänger.

Ohne zu zögern, legte der Oberst die Brieftasche und den Schlüsselbund in Pauls Hand und lächelte breit. „Tun Sie das! Bringen Sie Ihr Werkzeug mit!“

Das klang eher wie ‚Bring es mit oder lass es bleiben‘. Na schön, er scheint meine Fertigkeiten wohl doch nicht so

dringend zu benötigen, wie ich gehofft hatte. Paul war gewarnt.

Der Oberst hob den Telefonhörer ab und drückte auf einen Knopf. „Lena soll zu mir kommen.“

Als hätte sie bereits hinter der Tür gewartet, betrat wenige Augenblicke später die Frau den Raum, die bei Pauls Gefangennahme im Scheunenviertel den Lockvogel gespielt hatte. Paul drehte sich auf seinem Stuhl um und betrachtete sie eingehend. Sie war mittelgroß, kaum kleiner als Paul, und von athletischer Statur. Eine kleine Narbe, seitlich über dem rechten Wangenknochen, verlieh ihren gleichmäßigen Gesichtszügen einen eigentümlichen Reiz. Unnatürlich blaue Augen stachen aus dem von schulterlangen, weißblonden Haaren umrahmten Gesicht hervor.

Am Tresen in der Scheunenkneipe hatte sie vollkommen natürlich auf ihn gewirkt. Jetzt dagegen stand sie schnurgerade und militärisch stramm vor dem Schreibtisch, das Kinn nach vorn gestreckt, und blickte mit ausdruckslosen Augen geradeaus am Oberst vorbei. Sie trug noch immer den eng anliegenden Motorradanzug aus Leder vom Vormittag, unter der offenen Jacke ein olivfarbenedes T-Shirt, und hatte nur die Motocross-Stiefel gegen knöchelhohe Schnürschuhe ausgetauscht. Der Oberst wandte sich selbstzufrieden an Paul.

„Ich möchte die Gelegenheit benutzen, Sie einander vorzustellen. Das ist Lena.“

„Immer noch sehr erfreut!“, antwortete Paul und grinste sie an. Lena sah unbeirrt weiter auf die Wand und ließ keinerlei Regung erkennen. Paul drehte sich zum Oberst zurück. „Sie hat einen festen Griff. Ich mag das sehr bei Frauen.“

Der Oberst lächelte matt. „Oh, glauben Sie mir, wenn sie wirklich fest zugefasst hätte, müsste ich mir jetzt nicht mehr die Mühe machen, mich mit Ihnen auseinanderzusetzen. Lena wird Sie in ihre Wohnung begleiten. Doch vorher gestatte ich mir, Ihnen eine Demonstration von Lenas bemerkenswerten Fähigkeiten zu bieten. Ich möchte Ihrer Kooperationswilligkeit, Genosse Berger, etwas zusätzliche Motivation verschaffen.“

Der Oberst stand von seinem Sessel auf. „Gehen wir.“

Paul wurde von seinem Bewacher unsanft in die Höhe gezogen. Sie stiegen die Treppe hinunter in das Kellergeschoss, durchquerten den Kellergang und blieben vor der verbeulten Stahltür der vorletzten Zelle stehen. Der Oberst stellte sich vor die Tür, zog seine Pistole aus dem Halfter und klopfte damit gegen das Stahlblech. „Igor, hier ist Oberst Brandt! Hören Sie mich?“

Aus dem Inneren der Zelle ertönte ein gedämpfter Schlag. Die massive Tür vibrierte, während sich eine weitere Delle im stählernen Türblatt formte.

Der Oberst wandte sich an Lena. „Igor hat eine irreparable Fehlfunktion. Damit ist er eine Gefahr und eine Belastung für unsere Gruppe geworden.“ Die Stimme des Obersts wurde schneidend. „Lena, ich erteile Ihnen hiermit den Befehl, Igor jetzt sofort zu eliminieren.“

Paul fuhr entsetzt herum. „Oberst Brandt, ich kann das Gerät reparieren!“ Dort in der Zelle tobte keine Monster, sondern ein menschliches Wesen, ein ängstliches Kind. „Hören Sie, ich kriege das hin. Es ist nur ein Programmierfehler!“

Paul sah in das Antlitz des ehemaligen MfS-Offiziers und erkannte, dass er vergeblich auf Gnade hoffte. Es gibt diese Art von Menschen überall auf der Welt, in allen Armeen,

Milizen, Geheimdiensten. Die Augen von Rudolf Brandt leuchteten in Vorfreude und sein Gesicht glühte vor Aufregung. Er war Richter über Leben und Tod. Er hatte die Macht, ein Leben auszulöschen. Und der Gipfel aller Macht bestand darin, es nicht selbst zu tun, sondern einen anderen als Werkzeug zu gebrauchen. Nicht der Knall einer Waffe geilte ihn auf, sondern nur das langsame Krümmen des Fingers am Abzug.

„Befehl ausführen!“, bellte der Oberst. Die junge Frau legte ohne zu zögern ihre Jacke ab, trat an die Tür und sah durch den Türspion in das Innere der Zelle. Dann zog sie mit einer schnellen Bewegung den massiven Stahlriegel zurück und riss mit Schwung die Tür auf. Der Knauf der schweren Stahltür knallte gegen die Wand und schlug ein tiefes Loch in den Putz. Mit einem Satz war sie in der Zelle verschwunden, aus der nur das helle Geräusch des Stahlgitterbetts, das an die Wand geworfen wurde, ein dumpfer Schlag und ein leises Knacken zu hören war. Es dauerte nur wenige Augenblicke, dann trat Stille ein.

Der Oberst sah kurz in die Zelle, dann steckte er seine Pistole wieder ins Halfter und gab dem Mann, der Paul immer noch an den Oberarmen festhielt, einen kurzen Wink. „Sehen Sie es sich genau an, Berger.“

Paul wurde nach vorn geschoben, bis er an der Türschwelle der Zelle stand. Das Gitterbett lag umgekippt und verbogen im Raum. An die Rückwand der Zelle gelehnt hockte Lena. Sie hielt noch den Kopf eines Mannes in der linken Armbeuge eingeklemmt, dessen Genick sie eben gebrochen hatte. Dann ließ sie den Kopf los und stand auf. Obwohl physisch bei weitem überlegen, war der Mann, der vor ihr lag, gestorben, ohne sich zu wehren. Große Teile des Kopfes und seiner Hände

bedeckten blutverkrustete Wunden. Auch die Innenseite der Zellentür, die Wände und die Matratze des Bettes waren mit getrocknetem Blut beschmiert, dessen Anblick und süßlicher Geruch in Paul Übelkeit hochkommen ließ. Aus dem Hintergrund hörte er die Stimme des Obersts.

„Ich bedaure das Ganze sehr. Igors Adapter hat nicht mehr korrekt funktioniert, wodurch er eine Gefahr für uns alle war. Damit Sie das Gesehene noch etwas besser einordnen können, sollten Sie noch eines wissen, Berger. Igor war Lenas leiblicher Bruder. Sollten Sie aus der Reihe tanzen, Berger, dann erwarten Sie keine Gnade.“

Paul suchte Lenas Blick und sah etwas, das ihn hoffen ließ. Tief im Inneren schien es noch einen Rest Menschlichkeit zu geben, denn die Gleichgültigkeit in ihrem Blick war zu einem winzigen Teil nur Fassade.

„Lena, Sie werden Paul Berger unauffällig zu seiner Wohnung bringen. Achten Sie darauf, dass er keine Dummheiten macht. Er will eine Adresse suchen, die er irgendwo bei sich zu Hause aufgeschrieben hat. Ich will umgehend telefonisch informiert werden, wenn er diese Adresse gefunden hat. Danach bringen Sie ihn wieder hierher.“ Der Oberst machte eine kleine Pause. „Wenn er versucht zu fliehen, wird er eliminiert.“

Fortsetzung in Teil 2

Quellen

/1/ Helmut Knappe: „Ein Riese unter Riesen - Aufstieg und Fall des Deutschlandsenders III in Herzberg (Elster)“
Leipziger Verlagsgesellschaft, Verlag für Kulturgeschichte und Kunst

/2/ Wikipedia - Die freie Enzyklopädie:
<http://de.wikipedia.org>